

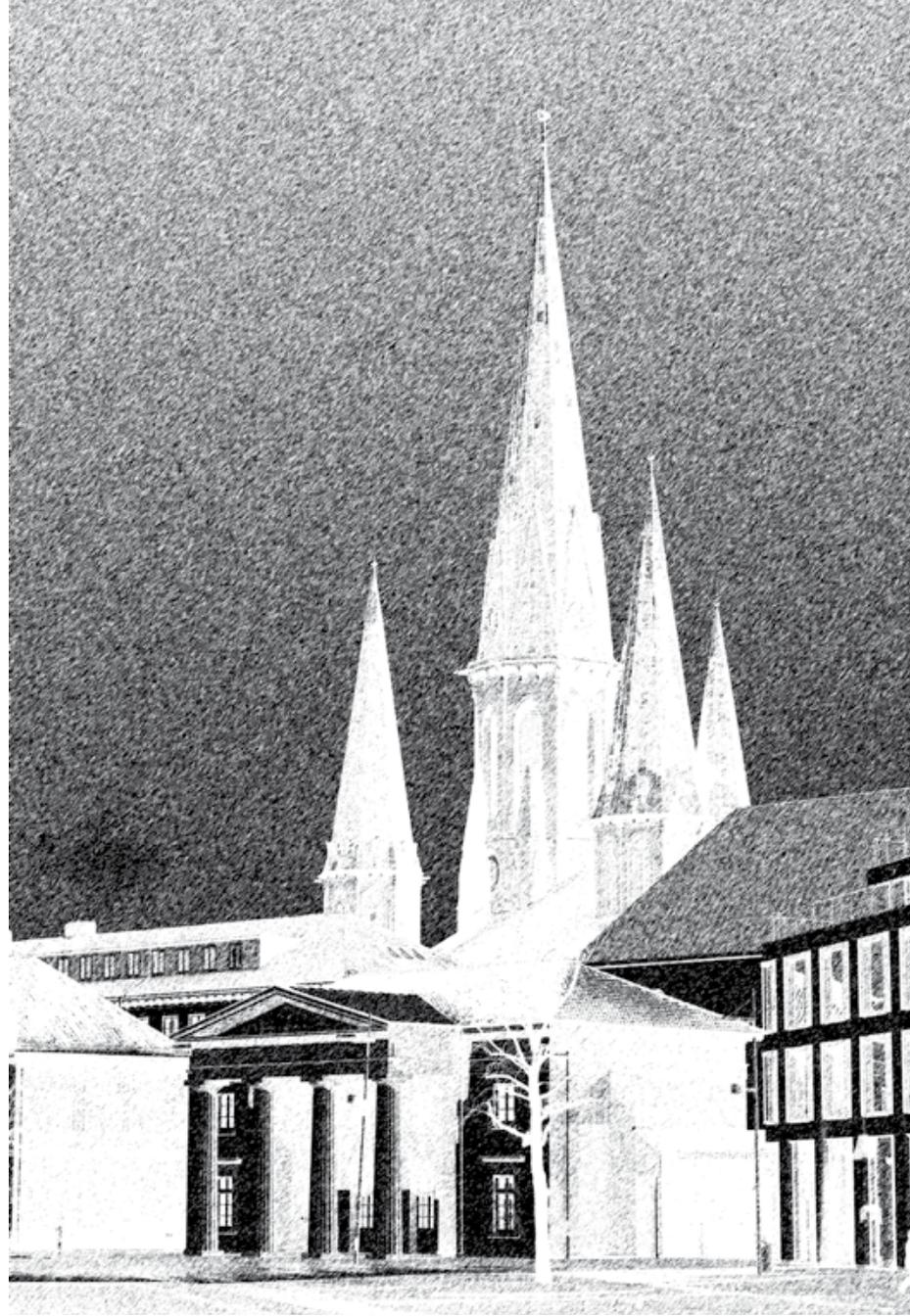


St. Lambertikirche  
Oldenburg

CARL  
VON  
OSSIETZKY  
**universität** OLDENBURG

**Universitätspredigten 2014**  
**Zum 40. Geburtstag der**  
**Universität Oldenburg**

Auf leisen Sohlen zu Gerechtigkeit  
Und das soll ich glauben?  
Glauben und Beweisen  
Höret, so werdet ihr leben!  
Ein Plädoyer für die Herzensbildung  
Religion als Argument – Gewissen  
und Widerstand  
Glauben und Wissen  
Haben wir Gutes empfangen  
und sollten wir Böses nicht auch  
annehmen?  
Ist jemand in Christus, so ist er eine  
neue Kreatur; das Alte ist vergangen,  
siehe Neues ist geworden





**P**rofessorinnen und Professoren unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen der Carl von Ossietzky Universität predigen in der Lamberti-Kirche: Die ungewöhnliche Veranstaltungsreihe mag zunächst erstaunen, wenn man die 40-jährige Geschichte unserer Hochschule Revue passieren lässt.

**D**enn Religion und Theologie beschränkten sich hier traditionell auf das Lehr- bzw. Unterrichtsfach. Doch heute sehen wir, dass es, stärker als in der Vergangenheit, gute Gründe gibt, den Dialog zwischen Wissenschaft, Religion, Gesellschaft und Kultur voranzutreiben. So mehren sich die Zeichen, dass die Menschheit mit ihrer Lebens- und Wirtschaftsweise den Planeten verändert – und damit die eigenen Lebensbedingungen.

Die damit aufgeworfenen Zukunftsthemen werden auch die Wissenschaft in den kommenden Jahrzehnten immer mehr beschäftigen, und dabei wird es nicht nur um wissenschaftlich-technische Lösungsansätze gehen, sondern wir kommen nicht umhin, uns nach unserem Selbstverständnis und unserer Rolle zu fragen.

Für den Dialog von Wissenschaft und Religion bietet sich die Universität Oldenburg schon deshalb an, weil hier gesellschaftliche Verantwortung – in der Tradition unseres Namensgebers Carl von Ossietzky – ihren festen Platz hat. Dies wurde im Rahmen der 40-Jahr-Feierlichkeiten auf eindrucksvolle Weise deutlich.

Den beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die aus ihrem eigenen Fachgebiet heraustreten und sich in neuer Rolle an die Öffentlichkeit „wagen“, möchte ich meinen Respekt bekunden. Zugleich danke ich Herrn Pastor Hennings für die Bereitschaft, die Lamberti-Kirche für die Predigtreihe zur Verfügung zu stellen und damit vielen Menschen Gelegenheit zu geben, Angehörige der Universität auf neue und ungewohnte Weise zu erleben.



**H**aben sich Universität und Kirche eigentlich etwas zu sagen? Man könnte meinen, dass zwischen diesen beiden Institutionen kein Gesprächsbedarf besteht.

**D**ie einen forschen und lehren, die anderen lesen die Bibel und feiern Gottesdienst. Aber das ist nur eine vordergründige Antwort. Kirche und Universität haben nicht nur eine gemeinsame Geschichte, sondern bis heute gemeinsame Interessensfelder. Denn Kirche und Universität nehmen jeweils das Leben in den Blick. Das Leben der Menschen ebenso wie ihre Interaktion mit der Natur. Fragen nach der Rolle des Menschen in der Schöpfung stellen Naturwissenschaften ebenso wie biblische Texte. Das Wesen des Menschen ergründen Psychologie, Neurowissenschaften und Medizin ebenso wie Religiosität und Spiritualität. Mathematiker und Philosophen suchen ebenso nach Wahrheit wie Menschen, die ihr Leben als eine Suche nach Gott verstehen. Die verschiedenen

Fragen, Blickwinkel und Antwortversuche miteinander ins Gespräch zu bringen, ist die Zielsetzung der Oldenburger Universitätspredigten in der St. Lamberti-Kirche. Neun Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen haben sich im Geburtstagsjahr zum ersten Mal in der 40-jährigen Geschichte unserer Universität zu Predigten in die Oldenburger Stadtkirche einladen lassen. Gut besuchte Gottesdienste, intensive Gespräche und eine interessierte Begleitung durch die Presse waren die Folge und zeigen, dass Universität und Kirche einander etwas zu sagen haben, das von großem öffentlichem Interesse ist.



Die Historikerin

8

**Prof. Dr. Gunilla Budde**

predigt zum Thema „Auf leisen Sohlen zu Gerechtigkeit“ und legt den Text Jesaja 42,1-4 aus.

Der Informatiker

14

**Prof. Dr. H.-Jürgen Appelrath**

predigt zum Thema „Und das soll ich glauben?“ über die Geschichte, wie Jesus über das Wasser ging (Matthäus 14,22-33).

Die Mathematikerin

24

**Prof. Dr. Angelika May**

predigt zum Thema „Glauben und Beweisen“ und zeigt damit die vielleicht gar nicht so verschiedenen Herangehensweisen von Mathematik und Religion.

Der Neurogenetiker

34

**Prof. Dr. Hans Gerd Nothwang**

predigt zum Thema „Höret, so werdet ihr leben!“ und verbindet so sein Forschungsgebiet aus der Hörforschung mit einem Text aus Jesaja 55,1-3.

Die Kirchenhistorikerin

42

**Prof. Dr. Andrea Strübind**

predigt über 5. Mose 6,4-9 als „ein Plädoyer für die Herzensbildung“.

Die Historikerin

50

**Prof. Dr. Dagmar Freist**

predigt über das Thema „Religion als Argument – Gewissen und Widerstand“.

Der Philosoph und Biologe

56

**Prof. Dr. Reinhard Schulz**

predigt zum Thema „Glaube und Wissen“ und würdigt damit den in Oldenburg geborenen Karl Jaspers.

Die Biologdidaktikerin

64

**Prof. Dr. Corinna Hößle**

predigt zu der Frage des Hiob „Haben wir Gutes empfangen und sollten wir Böses nicht auch annehmen?“ (Hiob 2,10b).

Die Innovationsforscherin

72

**Prof. Dr. Jannika Mattes**

predigt zu Wandel und Innovation in Beziehung zum biblischen Satz „Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe Neues ist geworden“ (2. Kor. 5,17).

# Auf leisen Sohlen zu Gerechtigkeit

und legt den Text Jesaja 42,1-4 aus.

**H**erzlich begrüße ich Sie an diesem 2. Sonntag des neuen Jahres, dem ersten Sonntag nach Epiphania. Ich freue mich sehr, mit Ihnen diesen Gottesdienst feiern und mit ihm auch die Reihe der „Universitätspredigten“ anlässlich des 40. Geburtstages unserer Carl von Ossietzky Universität eröffnen zu dürfen.

**D**er heutige Predigttext, das sogenannte „Gottesknechts-Lied“, führt uns in eine der dunkelsten Zeiten des jüdischen Volkes zurück. In das Jahr 540 vor der Geburt Jesu in Bethlehem. Ein Großteil der Israeliten befindet sich in Babylonischer Gefangenschaft. Sie fühlen sich heimatlos, ihrer Grundrechte enthoben. Dass ihr Funken Hoffnung ganz erlischt, scheint nur eine Frage der Zeit. Vielen scheint unter den neuen Machthabern das Rückgrat gebrochen, man fühlt sich verlassen, von Gott und der Welt. Auch wenn man sich im Leben in der Fremde mehr schlecht als recht eingerichtet hat, bleibt die Sehnsucht nach dem Verlorenen.

Dieses schmerzhaftes Gefühl des aus der vertrauten Welt Herausgefallenseins, des Heimatverlustes und der Entwurzelung kannten nicht nur die Israeliten ein halbes Jahrtausend vor Christi. Es ist ein Gefühl, das Einzelne und Gemeinschaften in der Geschichte immer wieder traf und niederwarf. Dass Menschen ihre Heimat, ob freiwillig oder unfreiwillig, verlassen mussten, gehört zu den Phänomenen, die wir zu

allen Zeiten in der Geschichte und überall auf der Welt antreffen können – bis heute. Denken wir nur an die 2,3 Millionen Syrer, die seit dem Kriegsausbruch auf der Flucht sind. Ein Ende dieser Tragödie ist nicht in Sicht.

Als Historikerin des 19. und 20. Jahrhunderts weiß ich um die Auswanderungswellen des 19. Jahrhunderts, die Millionen Menschen aus allen europäischen Ländern aus religiösen, politischen und auch wirtschaftlichen Motiven bewogen, in der Neuen Welt ihr Glück zu suchen. Dabei lesen wir in ihren Briefen an die Familie zu Hause, dass viele ihr Glück nicht fanden, dass sie das Gefühl der Fremdheit in ihrem neuen Leben niemals verloren, dass ein wirkliches Ankommen nur selten gelang. Sei es, weil es ihnen nicht leicht gemacht wurde, sei es, weil sie es sich selbst nicht leicht machten.

Wie viel schwerer musste es erst denen ergangen sein, die zur Flucht gezwungen waren und das Exil suchten, um zu überleben. Schauen wir auf ein Beispiel: Die 1906 geborene Philosophin Hannah Arendt, die

als deutsche Jüdin während des Nationalsozialismus verfolgt wurde und nach einer Odyssee über Frankreich 1941 gemeinsam mit ihrem Mann und ihrer Mutter in New York Zuflucht fand. Mit 50 Dollar in der Tasche wird der Familie ein möbliertes Zimmer in einem schäbigen Mietshaus mit Gemeinschaftsküche in der 95. Straße zugewiesen. Das Einleben fällt vor allem ihrem Mann Heinrich Blücher schwer. Zunächst weigert er sich standhaft, Englisch zu lernen. Arendts Mutter verdient mit Handarbeiten ein Zubrot, Hannah selbst dagegen nutzt das Angebot einer Flüchtlingsorganisation, einige Wochen bei einer amerikanischen Familie in Winchester als eine Art Au-pair zu leben. Erwartet hatte sie, als Dienstmädchen ausgenutzt zu werden. Doch sie wird als willkommener Gast begrüßt, man schätzte die Gespräche mit der klugen jungen Frau aus Deutschland und bringt ihr Zuneigung entgegen. Eine erste gute Erfahrung in der neuen Welt. Eine Erfahrung, die ihrem Ankommen den Weg ebnete.

Und sie hörte nicht auf zu schreiben,



obschon, wie sie später an ihren verehrten Lehrer, dem in Oldenburg geborenen und aufgewachsenen Karl Jaspers klagen sollte, das Schreiben in einer fremden Sprache das eigentliche Problem der Emigration bedeutete. Doch sie verfällt nicht eine verzweifelte Sprachlosigkeit, sondern meldet sich auch in der Neuen Heimat, die sie zunehmend schätzen lernt, zu Wort: Durchaus kritisch, aber auch befreit, endlich wieder offen schreiben zu dürfen, was sie denkt und fühlt.

Karl Jaspers ist begeistert vom Kampfgeist seiner ehemaligen Schülerin. Am 29. Oktober 1945, seinem ersten Brief an Hannah nach jahrelangem erzwungenen Schweigen, schreibt er: „Von Ihnen zu hören, von Ihnen Aufsätze zu lesen, denen man ganz zustimmte, das war schön. Oft hatten wir die Jahre mit Sorge an Ihr Schicksal gedacht und schon längst nicht mehr viel Hoffnung, daß Sie am Leben seien. Und nun dieses Wiedererscheinen nicht nur, sondern ein lebendiges geistiges Wirken aus der großen Welt! Sie haben, so scheint mir, unbeirrbar eine Substanz bewahrt, ob Sie in Königsberg, Heidelberg, Paris oder Amerika sind. Wer ein Mensch ist, muß das können. Diese Bewährungsprobe ist mir erspart geblieben.“ Doch auch Jaspers, der verheiratet mit einer Jüdin seine Lehrerlaubnis an der Universität Heidelberg verlor und ständig um sein Leben und das seiner Frau fürchten musste, begab sich in eine Art Emigration. Eine „innere Emigration“, die das Ehepaar überwintern half. Und, ähnlich wie

Hannah, verlor er nicht die Hoffnung auf einen Neuanfang: „Wir wollen hier sehen, was im Chaos wieder aufzubauen ist. Wenn die große Weltgeschichte nicht einfach vernichtend über uns hingeht, habe ich Zuversicht. Junge Menschen sind noch da, brennend vor Eifer.“<sup>1</sup>

Zuversicht und Hoffnung sind auch Hannahs Grundstimmungen: Entsprechend positiv fällt ihr Fazit aus: Am 29. Januar 1946 schreibt sie an Karl Jaspers: „Ich bin hier ziemlich bekannt und habe bei manchen Menschen in gewissen Fragen ein wenig Autorität; d.h. sie haben Vertrauen zu mir“. Das Vertrauen, das man ihr entgegenbringt, lässt die Heimatlose wieder nach vorne blicken. Und das Wissen, mit dem alten Freund und Lehrer wieder in Kontakt treten zu können, gibt ihr neue Kraft. Am 18. November 1945 schreibt sie: „Lieber, lieber Karl Jaspers, seit ich weiß, daß Sie beide durch den ganzen Höllenspektakel heil durchgekommen sind, ist es mir wieder etwas heimatlicher in dieser Welt zumute.

... Ich freue mich, daß Sie zuversichtlich sind.“<sup>2</sup>

Woher nehmen beide ihre Zuversicht? Hannah Arendts Antwort lässt sich erahnen. 1958 erscheint ihr Werk „Vita activa oder vom tätigen Leben“. Es ist ein Aufruf zu aktiven gesellschaftlichen Mitgestaltung jedes Einzelnen und gleichsam ein Fanal der Hoffnung. Hoffnung auf die Chance eines ständigen Neubeginns. Das 5. Kapitel schließt sie mit den Worten: „Daß man in der Welt Vertrauen haben und daß man für die Welt hoffen darf, ist vielleicht nirgends knapper und schöner ausgedrückt als in den Worten, mit denen die Weihnachtssoratorien `die frohe Botschaft` verkünden: `Uns ist ein Kind geboren.`“<sup>3</sup>

Hannah Arendt und Karl Jaspers sind nur zwei Beispiele aus unserer Geschichte, die ungeachtet ihrer schmerzvollen Erfahrungen nicht aufgaben, sich nicht knicken ließen, die weiter brannten – für ihre Ideen, für ihre Gesellschaft. Doch so stark wie wir sie im Nachhinein wahrnehmen: Auch sie

<sup>1</sup> Hannah Arendt – Karl Jaspers Briefwechsel 1926-1969, S. 57f.

<sup>2</sup> Ebd., S. 59.

<sup>3</sup> Hannah Arendt: Vita activa oder Vom tätigen Leben, 12. Aufl., München u. Zürich 2013, S. 317.

werden immer wieder heimgesucht worden sein vom Gefühl der Verlassenheit, von Verzweiflung über das Verlorene. Von Jaspers weiss man, dass er stets zwei Zyankali-Kapseln bei sich trug, um notfalls gemeinsam mit seiner Frau Gertrud aus dem Leben zu scheiden. Selbstbestimmt, ehe es ihnen gewaltsam genommen werden konnte. Und Hannah Arendt trieb nicht zuletzt die Sehnsucht nach ihrem verehrten Lehrer Jaspers, weiter in seinem Sinne zu schreiben. Die Chance des Neubeginns in der Verzweiflung: Das ist auch die Botschaft unseres heutigen Predigttextes. Ein Jubellied auf die Hoffnung. Eine Hymne auf den Mut zu neuen Wegen. Ein schöner Text für den Beginn eines neuen Jahres. Aber es birgt noch eine weitere, ganz entscheidende Botschaft: Der Hoffnungsträger, der von Gott Auserwählte hat seine ganz eigene Art des Auftretens. Er wird nicht schreien noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen. Das geknickte Rohr wird er nicht zerbre-

chen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. In Treue trägt er das Recht hinaus. So großartig die Botschaft ist, die hier verkündet wird, so wenig großspurig tritt ihr Überbringer auf. Seine Gerechtigkeit kommt auf leisen Sohlen, er tritt sachte auf, er weiss um die hochsensible Befindlichkeit derjenigen, denen er in Gottes Auftrag zur Hilfe eilt. Der Erwählte des Herrn hat eine Mission, die ihn stark macht. Aber er weiss auch, dass die, zu denen er kommt, erst wieder in ihrem Lebenswillen bestärkt werden müssen. Und: Er ist erfüllt und überzeugt von seiner Mission der Gerechtigkeit. „Gerechtigkeit“ ist ein großes Wort. Ein Wort, das trotz allem Missbrauchs, das mit ihm in der Geschichte auch betrieben wurde, von seinem Glanz nichts verloren hat. Weltweit erscheint Gerechtigkeit als der Schlüssel zum Frieden und zur Bewahrung der Schöpfung. Auch innenpolitisch hat die Frage der Gerechtigkeit hohe Priorität, vor allem im Umgang mit der wachsenden

Armut, aber auch in der Bildungspolitik als die Frage nach der Verwirklichung von Chancengleichheit. Die Gerechtigkeit, die Jesaja verheisst und bejubelt, spiegelt sich im Auftreten ihres Überbringers. Sie kommt nicht, wie so häufig in der Geschichte, im imperialistischen Gestus daher. Sie ist nicht rechthaberisch, sie ist nicht selbstgerecht. Vielmehr ist es eine Gerechtigkeit, die die Bedürftigkeit des anderen sieht und tut, was ihm nottut. Dieser Hoffnungsträger ist einer, der nicht daherkommt wie die meisten selbsternannten Heilsbringer dieser Welt. Und dennoch Orientierung bietet und dafür sorgt, dass die, die bereits leiden, nicht untergehen. Er reisst das Ruder nicht brachial herum, er ist keine charismatische Führungspersönlichkeit mit verführerischer Rhetorik. Der Bote schreit nicht, er ist kein religiöser Gassenhauer, er braucht keine billigen Parolen, keine Gewalt, keine Mittel des vordergründigen Sieges. Ohne marktschreierische Attitüde weiss er aufzurichten, ihm geht es darum,

die Menschen mit Geduld für die Wahrheit zu gewinnen. Und er versteht es, sich in die hinzuversetzen, zu denen er kommt. Er sieht, er versteht ihre Verzagtheit. Doch er unterwirft sich dieser Verzagtheit nicht. Er geht behutsam ans Werk. Die Welt, in die er kommt, ist nicht heil, keiner ist perfekt. Seine Botschaft, so wunderbar sie ist, soll nicht erdrücken, soll nicht auferlegt werden, sondern den Menschen zum Wohl gereichen, sie zum Aufblicken, zum Weitermachen bringen. Es ist die Botschaft vom verlässlichen Recht auch und gerade für die Schwachen.

Gerecht sein im Sinn unseres heutigen Textes heisst somit, dem Anderen gerecht zu werden. Dieses dem Anderen, seinem Gegenüber, seinen Mitmenschen gerecht werden, ist ein Lernprozess, der Geduld bedarf. Er beginnt mit Wahrnehmungen und Erfahrungen, mit dem Finden einer gemeinsamen Sprache. Es gelingt nur, so die Botschaft, unsere Mitmenschen aufzurichten, wenn wir ihnen mit wirklicher

Sympathie entgegenkommen. Wenn wir uns hineinversetzen.

Ein Loblied der Sympathie, des behutsamen Miteinanders: Das ist die zweite zentrale Botschaft des Jesaja-Textes. Es ist kein oberflächliches Mitleid, das ihn treibt. Er macht das fremde Leiden zu dem eigenen, er lässt seine Mitmenschen sehr nahe kommen, er kommt ihnen sehr nahe und dieses gibt Kraft, die ansteckt. Diese Sympathie, dieses Mit-Leiden, dieses Mit-Leben lässt ihn den richtigen Weg, die angemessenen Worte finden, macht ihn glaubwürdig, auch für die, die bereits ihren Glauben zu verlieren drohten. Sie brauchen einen Meister der leisen Töne, der auch zuhören kann, der nicht nur redet, sondern das Gespräch sucht. Das waren schon zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft, erst recht zur Zeit des Exils von Hannah Arendt, aber auch heute noch eher ungewohnte Töne. Aus der Geschichte wissen wir: Je lauter die Verkündigung, desto prekärer häufig die Botschaft. Doch auch heute noch, in unserer so

mitteilsamen Welt mit ihren vielen Botschaften, die die Welt nicht braucht, werden im Lärm des Alltags die leisen Stimmen oft überhört. Werden diejenigen, die sich nicht prahlerisch hervortun, übersehen. Gottes Gerechtigkeit, dies sagt uns der Jesaja-Text, braucht dieses Spektakel nicht. Im Gegenteil: Käme sie lautstark daher, würde sie ihr Ziel verfehlen, die Menschen wirklich zu gewinnen. Dieser Knecht Gottes nimmt Rücksicht, er achtet auch die noch immer für wert, die nach Maßstäben der Welt abgeschoben und ausgemustert sind, die sich selbst ins Abseits gebracht haben oder die man aus der Gesellschaft verdrängt hat. Sein empathisches Tun ist Spiegel für die Güte und Barmherzigkeit seiner Botschaft. Er gibt den Geknickten ihr Rückgrat und lässt den glimmenden Docht wieder Feuer fangen.

Es ist in der Theologie häufig spekuliert worden, wer mit diesem Knecht Gottes gemeint war: Der Sohn Gottes oder das Volk Israel selbst? Ich denke, unabhängig

davon, verkündet der Text eine Botschaft, die wir alle, und gerade in der heutigen Zeit annehmen sollten: Die Botschaft, auch in verzweifelten Situationen die Hoffnung nicht aufzugeben, aufeinander zuzugehen und seinen Mitmenschen gerecht zu werden, um so der Gerechtigkeit den Weg zu bahnen. Unser heutiger Text ist ein Appell der gemeinsamen Hoffnung und des einfühlsamen Miteinanders. Ein Appell für Anerkennung und Achtung des Gegenübers. Es ist die Aufforderung, nicht nachzulassen im Bemühen um ein menschliches Zusammenleben. Gerade auch mit Menschen, die wir noch nicht kennen, die uns vielleicht fremd sind, die „anders“ sind. Oldenburg hat namentlich nach 1945 hier viel Erfahrung machen können. Und heute können wir sagen: Unsere Stadt und Region stünde nicht so großartig da ohne die vielen, vielen Flüchtlinge, die hier nach dem Zweiten Weltkrieg eine neue Heimat fanden. Ich war sehr beeindruckt, vor wenigen Monaten einige Schüler-Arbeiten aus Oldenburg und

umzu lesen zu dürfen, die im Rahmen des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten entstanden waren. Dieser Wettbewerb, der sich an Schülerinnen und Schüler richtet, findet seit 1975 alle 2 Jahre statt und steht immer unter einem speziellen Thema. Dieses Mal war es das Thema „Nachbarn“: Wie Fremde zu Freunden wurden. Und viele Schülerinnen und Schüler aus unserer Region haben sich eben das Thema des Zusammenlebens von alteingesessenen Oldenburgern und den Flüchtlingen gewählt. Sehr schön haben sie darin zeigen können, dass es zwar ein langsamer, auch nicht spannungsfreier, letztlich aber sehr guter Prozess des Aufeinander-Zugehens, des Zuhörens und des Zusammenfindens war. Heute mehr denn je ist das Zusammenleben auch eine globale Herausforderung. „Die Inseln warten auf seine Weisung“, heisst es bei Jesaja. Das bedeutet, dass die Botschaft der Gerechtigkeit, des Sich-gegenseitig-gerecht-werdens, bis in die letzten Winkel unserer Erde Geltung findet und dass wir alle

die Verantwortung für das Gelingen tragen. Martin Luther King hat einmal von dem „großen Haus der Welt“ gesprochen, das wir geerbt haben und in dem wir zusammenleben. Die Wände dieses Hauses werden immer durchlässiger, die Wege zueinander immer kürzer. Das erleben wir überall. Auch auf dem Campus unserer Universität. Nicht nur eine Heimat zu haben, sich im Laufe des Lebens häufig neu zu orientieren, freiwillig oder unfreiwillig, ist eine Lebensherausforderung, die zunehmend zur Normalität wird. Unsere Studierenden auf eine Welt ohne Grenzen vorzubereiten und ihnen dies als Bereicherung zu vermitteln, ist die Bildungsaufgabe der Universität von heute. Die uralte Weisheit Jesajas des Hoffnungsmachens und einfühlsamen Miteinanders ist dabei aktueller und hilfreicher Wegweiser.

**Amen.**

Der Informatiker Prof. Dr. H.-Jürgen Appelrath predigt zum Thema

# Und das soll ich glauben?

**Lesung des Evangeliums (zugleich Predigttext): Matthäus 14,22-33**

**U**nd alsbald trieb Jesus seine Jünger, in das Boot zu steigen und vor ihm hinüberzufahren, bis er das Volk gehen ließe. Und als er das Volk hatte gehen lassen, stieg er allein auf einen Berg, um zu beten. Und am Abend war er dort allein. Und das Boot war schon weit vom Land entfernt und kam in Not durch die Wellen; denn der Wind stand ihm entgegen.

über die Geschichte, wie Jesus und Petrus über das Wasser gingen (Matthäus 14,22-33).

**A**ber in der vierten Nachtwache kam Jesus zu ihnen und ging auf dem See. Und als ihn die Jünger sahen auf dem See gehen, erschrakten sie und riefen: Es ist ein Gespenst! Und schrien vor Furcht. Aber sogleich redete Jesus mit ihnen und sprach: Seid getrost, ich bin's; fürchtet euch nicht! Petrus aber antwortete ihm und sprach: Herr, bist du es, so befehl mir, zu dir zu kommen auf dem Wasser. Und er sprach: Komm her!

Und Petrus stieg aus dem Boot und ging auf dem Wasser und kam auf Jesus zu. Als er aber den starken Wind sah, erschrak er und begann zu sinken und schrie: Herr, hilf mir! Jesus aber streckte sogleich die Hand aus und ergriff ihn und sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt? Und sie traten in das Boot und der Wind legte sich. Die aber im Boot waren, fielen vor ihm nieder und sprachen: Du bist wahrhaftig Gottes Sohn!

„Und das soll ich glauben? Das geht doch gar nicht, dass dieser Petrus übers Wasser läuft.“



So habe ich nach meiner Erinnerung als Kind reagiert, liebe Lamberti-Gemeinde, als ich das gerade verlesene Gleichnis hörte. Ich hörte solche Geschichten von Wundern Jesu häufig, denn ich war damals auf einer katholischen Volksschule mit vier Jahren Unterricht gleich in zwei Religionsfächern: Biblische Geschichte und Katechismus. Und ab dem 8. Lebensjahr zusätzlich als Messdiener im Dauereinsatz. Da gab es jährlich die Geschichte von den ängstlichen Jüngern auf dem See Genezareth mit dem in der vierten Nachtwache als Gespenst auftauchenden Jesus. Die Evangelisten – wie Matthäus im heutigen Predigttext – mussten eine bildhafte Sprache und Beispiele aus der Alltagswelt der Menschen vor 2000 Jahren wählen, um ihnen Christi Botschaft verständlich zu machen. Es entstanden Geschichten von Wundern, vor allem Geschenkwunder, Heilungswunder und Rettungswunder. Ein Geschenkwunder ist z.B. die Wandlung von Wasser zu Wein auf der Hochzeit

von Kana, und eines findet sich auch im Matthäus-Evangelium unmittelbar vor dem heutigen Predigttext: Die wundersame Vermehrung zur Speisung der 5.000, als Jesus aus nur fünf Broten und zwei Fischen so viel Nahrung „quasi hervorzaubert“, dass alle satt werden und zum Schluss noch Essensreste in zwölf Körben übrig bleiben. Auch dies konnte ich als Kind nicht glauben, weil es bei der Verteilung von Kuchen im sechsköpfigen Haushalt eher Knappheitsprobleme und keine wundersame Vermehrung gab. Beeindruckend waren stets die spektakulären Heilungswunder, wenn Jesus Blinde, Gelähmte oder Taubstumme heilt. Oder sogar Tote wieder erweckt. Aber nicht leicht verständlich, insbesondere für Kinder, wenn gerade überraschend ein naher Verwandter gestorben ist und der Wunsch nach dessen Rückkehr ins Leben mit der Hoffnung auf Jesu Allmacht verbunden wird, aber unerhört bleibt. Die heute vorgetragene Rettung des

sinkenden Petrus gehört zur Gattung der Rettungswunder, für mich damals eines der unverständlichsten Wunder. Dies mag auch daran gelegen haben, dass ich bis zu meinem 13. Lebensjahr nicht richtig schwimmen konnte. Ich war froh, auf kurzen Strecken den Kopf mühsam über Wasser zu halten. Wie sollte da jemand wie Petrus aus diesem bodenlosen Nass aufstehen und übers Wasser gehen können? Unvorstellbar und unglaubwürdig. Erst später wurde mir klar, was Ihnen, liebe Gemeinde natürlich schon lange bewusst ist: Ich war noch nicht reif für den didaktischen Anspruch solcher Wunderbeschreibungen. Der zugrundeliegende Gleichnistext sollte das Gesagte mit etwas Gemeintem verbinden. Den Evangelisten wie Matthäus ging es darum, einen abstrakten Begriff – wie hier den Begriff des Vertrauens – in Form einer bildhaften Darstellung zu veranschaulichen. Für ein Kind im Grundschulalter wohl eine

Überforderung, zu unterscheiden zwischen der Ebene des Gesagten – hier das Überwasserlaufen von Petrus und seine Angst vor dem Versinken – und der Ebene des Gemeinten – hier dem Vertrauen auf Jesus. In Gegensatz zur Parabel wird zwar im Gleichnis auch schon das Gemeinte konkret erwähnt, aber ich war wie andere Kinder viel zu sehr mit dem oberflächlichen Bild von Sturm, Wellen, Nacht und Gespenst beschäftigt. Später wurde mir natürlich zunehmend rational klar, dass die vielen gehörten Wunder so nicht möglich waren. Einerseits eine Bestätigung für den eigenen intellektuellen Reifeprozess. Denn Rationalität nimmt zu, wenn man auf dem Gymnasium im naturwissenschaftlichen Unterricht und im späteren Studium physikalische Gesetze, mathematische Theorien und auch computergestützte Modellbildungen und Simulationen lernt. Man erkennt, dass Gravitationskraft, Naturgesetze und gesicherte Theorien nicht verträglich sind mit Über-

wasserlaufen, Broten und Fischen, die vom Himmel fallen, und dem Verwandeln von Wasser in Wein.

Dieses Erkennen wurde deutlich verstärkt durch kritisches Beobachten der Amtskirche und löste bei mir als jungem Erwachsenen eine Autoritätskrise aus – mit Zweifeln an den zuvor unfehlbar scheinenden kirchlichen Akteuren und ihrer inszenierten Religiosität.

Die Zweifel verflogen später in dem Maße, in dem ich verstand, was mit dem Evangelium gemeint war, und nicht bei dem stehen blieb, was von wem wie gesagt wurde: Vertrauen auf Gott, was mich zur 2. Betrachtungsebene des heutigen Predigttextes führt.

Die von Matthäus erzählte Geschichte legt nahe, dass Jesus diese nächtliche Szene bewusst inszeniert hat, um die Jünger auf Vertrauens- und Glaubenskurs zu bringen. Sie bietet eine Metapher für unseren Glauben. Im Vertrauen auf Gott dürfen wir unser Leben gestalten. Wir können losge-

hen und Dinge tun, die wir uns zunächst nicht zutrauen. Gott spricht zu uns wie Jesus zu Petrus: „Komm her. Du kannst das und Du schaffst das.“ Solange wir vertrauen, können wir nicht versinken. Und wenn, dann nicht tiefer als in Gottes Hand. Aber Gott überfordert unseren Glauben nicht, er versteht unsere Zweifel. Wie Jesus, als Petrus seinen Mut verliert und Angst hat vor Sturm, Wellen und tiefem Meeresgrund. Und dann beginnt zu sinken, weil er Jesus nicht mehr vertraut. Da ruft Petrus verzweifelt: „Herr hilf mir.“ Und Jesus? Er ist nicht nachtragend oder gar beleidigt und verweigert Hilfe. Nein, er streckt sogleich seine Hand aus, ergreift Petrus und spricht gutmütig und verständnisvoll zu ihm: „Du Kleingläubiger, warum hast Du gezweifelt?“ Wir alle kennen diese Situationen und Lebensphasen der Kleingläubigkeit. Wenn wir bei großen privaten und beruflichen Problemen oder bei schwerer, gar unheilbarer Krankheit Ängste haben und Zweifel spüren. Dann wird unser Vertrauen auf

Gott belastet. Es ist ein Stresstest für unseren Glauben, wenn wir um Hilfe rufen, erst recht, wenn der Ruf nicht erhört wird. Und wenn wir „Warum-Fragen“ stellen und nicht nur zweifeln, sondern verzweifeln. Dann stellen wir letztlich existentielle, nie ganz und nur individuell beantwortbare Fragen nach dem ewigen Leben und nach der – was immer das sein mag – Gerechtigkeit im endlichen irdischen Leben.

Wer dann noch glaubt oder neuen Glauben findet, erhält ein großes Geschenk. Dieses Geschenk kann man nicht bestellen oder gar erzwingen. Und wer es empfängt, sollte dankbar sein, aber auch anderen Menschen Raum lassen für ihren, möglicherweise anderen Glauben oder auch dafür, nicht zu glauben.

Der Glaube im Predigttext bezieht sich auf das Vertrauen zu Jesus. Dass er dem zweifelnden Petrus hilft, halten wir für selbstverständlich, das gehört sich einfach so. Und solche Hilfsbereitschaft zeichnet hoffentlich auch Christen aus, die Jesu

Botschaft folgen wollen.

Was aber verbindet jeder Einzelne von uns, liebe Gemeinde, mit Helfen und Vertrauen in zwischenmenschlichen Beziehungen? Oder passt Gottvertrauen nicht zum Vertrauen unter Menschen? Ich denke schon, denn jeder von uns kann Aspekte wie Vertrauen-Gewinnen, Urvertrauen, Vertrauensverlust sowohl auf sein Verhältnis zu Gott, vor allem aber auf viele Beziehungen im privaten, familiären, freundschaftlich verbundenen, beruflichen und öffentlichen Lebensumfeld beziehen.

Gott selbst fordert uns zu diesem zwischenmenschlichen Vertrauen auf, er möchte nicht Mittelpunkt sternförmig nur auf ihn gerichteter, bilateraler Erwartungen sein, nach dem Motto: „Der Herr wird's richten, wenn wir allein das menschliche Jammertal durchschreiten oder durchschritten haben.“ Nein, das ist nicht Gottes Vorstellung und auch nicht unsere, wenn wir gemeinsam singen: „Vertraut den neuen Wegen und wandert in die Zeit.“ Und später dann: „Gott

will, dass ihr ein Segen für seine Erde seid.“ Also nicht erst im Jenseits, im Leben nach dem Tod, sondern schon im Diesseitigen als Christen, die sich vertrauen und hoffentlich auch anderen trauen. Und die mit ihrem Zutrauen in eine bessere Welt, in Nächstenliebe und Frieden andere anstecken.

Der Wert jeder Religion und jeder Weltanschauung darf sich eben nicht erst im Jenseits beweisen, sondern ihre Menschenfreundlichkeit muss sich schon auf Erden zeigen.

Ich möchte auf die dritte Betrachtungsebene in meiner Predigt übergehen, auf der ich zu Fragen des Vertrauens den beruflichen Blickwinkel eines Wissenschaftlers, bei mir des Informatikers, einnehme und mit einigen Überlegungen zum Verhältnis von Wissenschaft und Glaube verbinde.

Die Informatik, in der ich seit nunmehr 40 Jahren wissenschaftlich zuhause bin, beschäftigt sich mit der systematischen, automatisierten Verarbeitung von Informationen mit Hilfe von Rechnern. Die Informatik

– sehr reduziert formuliert – konstruiert Maschinen und Softwareprogramme, die selbständig Daten übertragen, speichern und durch Software automatisch verarbeiten. Ergebnisse der Informatik in Form von IT-Produkten und -Services durchdringen immer mehr, mitunter auch beängstigend, unseren beruflichen und privaten Alltag. Wir vertrauen Informations- und Kommunikationstechnologien immer mehr – nehmen wir nur Alltagsszenarien wie Navisysteme in Autos, die Informationssuche im World Wide Web oder die Steuerung komplexer Systeme z.B. in Energieversorgung, Gesundheitswesen oder Verkehr. Dabei geht es häufig um virtuelle Welten, um Modelle von Ausschnitten unserer Realität im Rechner und um ihre Nutzung für menschliche oder sogar selbst schon wieder maschinell, d.h. automatisiert getroffene Entscheidungen. Wem vertrauen wir in einem Flugzeug? Der Kompetenz und Erfahrung eines menschlichen Piloten? Oder der Software, die Daten

unzähliger Sensoren und Aktoren zusammenführt und selbständig Manöver nahelegt oder sogar ohne menschliches Zutun durchführt? Wahrscheinlich beiden, aber in welchem Rollenverständnis? Solche und andere faszinierende Leistungen der Informatik werfen Vertrauensfragen auf. Wo liegen Grenzen vertrauenswürdiger Software? Sind in Programme transformierte Modelle, denen wir Entscheidungen anvertrauen, vollständig? Können sie überhaupt vollständig sein? Reicht bei aller analytischer Sorgfalt unsere Vorstellungskraft des Möglichen oder versagt sie etwa bei komplexen Modellen großtechnischer Anlagen? Wie sicher dürfen wir sein, dass keine Situationen eintreten, die unvorstellbar schienen, sich aber im Nachhinein als geradezu zwangsläufige Folge eingetretener Ereignisse herausstellen und den zuvor aufgestellten Vollständigkeitsanspruch entlarven? Und dann Vertrauenskrisen auslösen, die wiederum eine nicht vertretbare

gesellschaftliche und vor allem ökonomisch gefährliche Technikfeindlichkeit befördern können. Hier helfen nur wechselseitiger Respekt vor unterschiedlichen Standpunkten und ein wissenschaftlich redlicher Diskurs. Die Informatik und benachbarte Disziplinen stoßen auch in Grenzbereiche vor, die man über lange Zeit hinweg ausschließlich Menschen mit ihrer Kognition und ihren kaum erklärbaren Fähigkeiten und Emotionen vorbehalten glaubte. Forschungsrichtungen wie Künstliche Intelligenz und Neuroinformatik sind nur zwei Beispiele, die versuchen in diese Grenzbereiche einzudringen. Manche ihrer Vorreiter erliegen mitunter der Gefahr, durch die gewählte Sprache und die angestrebten Forschungsergebnisse immer neues, kaum begrenztes Erkennen und Erklären unserer Welt zu versprechen oder zumindest in Aussicht zu stellen. Vertrauen wir diesen Modellen und ihren Modellbildnern? Wo liegen Grenzen der

Modellierbarkeit von Technischem, Virtuellem und Emotionalem? Sind – passend zu dieser kirchlichen Umgebung – sensible christliche, aber letztlich diffuse Begriffe wie Glaube, Hoffnung und Liebe beschreib- und erklärbar?

Dieses Wandern zwischen den angedeuteten Welten der Informatik und ihrer Grenzbereiche ist für mich eine spannende Herausforderung. Das Verbinden beruflicher Profession mit dem Streben nach Erkenntnisfortschritt und möglichst vollständiger und widerspruchsfreier Beschreibung auf der einen Seite und der ganz persönlichen Demut mit dem Respektieren von Grenzen eigenen Erkennens und Erklärenkönnens auf der anderen Seite.

„Scio nescio – ich weiß, dass ich nichts weiß“, diese Bescheidenheit des intellektuell ja nicht gerade benachteiligten Sokrates sollte „Allwissenheitsansprüche und Allerklärungsphantasien“ der Wissenschaft und ihrer Akteure immer wieder zügeln. Das leitet sich für mich ab aus dem Respekt vor

der „Faszination Natur“, die ich trotz Evolutionstheorie und immer neuer Erkenntnisse letztlich als Gottes Schöpfung verstehe. Natürlich mit Respekt vor Menschen, die das nicht so sehen können oder wollen. Da habe ich nichts Missionarisches.

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wie Faust in Goethes Tragödie suchen nach dem, was die Welt im Innersten zusammenhält. Doch auch Faust erkennt seine Grenzen. Er habe – wie wir alle sicher noch mit Gründgens Stimme im Ohr haben – Philosophie, Juristerei, Medizin und – pardon, wenn ich dies gerade hier in einer Kirche zitiere – leider auch Theologie studiert.

Als armer Tor so klug wie zuvor nutzen ihm die Titel Magister und Doktor nichts und er klagt: „Und sehe, dass wir nichts wissen können! Das will mir schier das Herz verbrennen.“ Zwar – so sagt Faust – sei er „gescheiter als alle die Laffen, Doktoren, Magister, Schreiber und“ – man höre – „Pfaffen.“ Aber letztlich habe er das enge

Wissenschaftsgebäude resigniert verlassen und sich der Magie ergeben.

Die Magie führt bei Faust bzw. Goethe aber nicht zur Religion oder in die Kirche, sondern mehr zu Wein, Gesang und natürlich auch zu Gretchen. Und Gretchens Frage „Nun sag, wie hast du `s mit der Religion?“ weicht, wie wir wissen, Faust ja dann auch aus.

Rund 200 Jahre nach Goethes Faust fragt das Magazin „Der Spiegel“ in seiner vorweihnachtlichen Titelgeschichte vom 21. Dezember „Zwischen Magie und Religion – Woran glaubt der Mensch?“. Der überraschte Leser erfährt zunächst, dass 54 Prozent der Westdeutschen und 23 Prozent der Ostdeutschen an so etwas wie Gott, Gottheiten oder Göttliches glaubt. Spezifischer zu unserem heutigen Predigttext passt die zitierte Umfrage, dass 52 Prozent der Befragten überzeugt sind, dass es Wunder gibt. Und auf sich selbst bezogen glauben immerhin 24 Prozent auch an das Wunder der eigenen Wiedergeburt.

Eine zentrale These aus den im „Spiegel“ zitierten Ergebnissen von Religionsforschern, Kirchenhistorikern und Psychologen besagt, dass Menschen von Natur aus empfänglich seien für Magie und Übersinnliches. Silvester schenken wir uns Glücksschweinchen und Schornsteinfeger, und bei wichtigen Ereignissen klopfen wir dreimal auf Holz oder drücken die Daumen. Und einige lassen sogar ihr Auto segnen in der Hoffnung, das Unfallrisiko dadurch zu senken. Wissenschaftlich belegen lassen sich Erfolge unseres Aberglaubens nicht, aber sie geben vielen Halt und Hoffnung. Der Mensch glaubt eben gerne an das, was ihm dabei hilft, Unwägbarkeiten des Lebens besser zu ertragen. Mit Blick auf Folgen für die Religiosität als Fähigkeit des Glaubens wird in vom Spiegel zitierten Untersuchungen festgestellt, dass selbst Atheisten Furcht vor höheren Mächten haben. Aber die Kirchen hätten nichts davon, ihre gottesdienstlichen Rituale seien zu kalt und zu abstrakt.

Offenbar sind Magie und Aberglaube – pointiert und etwas resignierend festgestellt – der zunehmende Glaube für die Ungläubigen, während parallel die konfessionellen Bindungen wie auch der Kirchenbesuch weiter abnehmen. Kirchliche Rituale und Glaube scheinen den meisten zu kompliziert und zu wenig anschaulich und emotional.

Was tun? Mehr Magie, Emotionen und gar Angst machen in die Kirche bringen? Mir wird unwohl bei der Vorstellung des Rückfalls in Sprache und Bilder von Wundern, Todsünde, Strafen, jüngstem Gericht und Kopfüberstürzen in Fegefeuer und Hölle mit weit aufgerissenen Augen und Todesängsten. Solche Bilder haben mich als Kind belastet und von der Kirche, wenn auch nie ganz von Gott, entfernt. Erst nach langer Unterbrechung habe ich dann den Weg in die Ansgari-Gemeinde Eversten gefunden und bin dankbar dafür. Passen wir bitte gemeinsam auf, dass Glaube nicht mit Angst und Irrationalem, son-

dern mit Freude, Hoffnung und Vertrauen auf Gott verbunden wird. Aber passen wir auch auf, dass Kirche und Wissenschaft trotz Rationalität, technischer Fortschritte und immer neuer Erkenntnisse genug Raum lassen für Bilder, für Emotionales, für Wundersames und für Unerklärliches, das uns gleichwohl Mut macht und auf einer höheren Ebene vertrauen lässt. Behalten wir daher unsere kindliche Naivität und ein wenig Wunderglaube – wie beim Betrachten der weihnachtlichen Krippe, weil wir der Botschaft von Jesu Geburt vertrauen. Behalten wir unsere Sensibilität für wundervolle, magische Augenblicke – wie bei Händels „Halleluja“, bei dem der Heilige Geist durchs Mittelschiff zu schweben scheint. Und behalten wir bei allem Vertrauen in wissenschaftlichen Fortschritt unsere Demut vor dem letztlich nicht Erklärbaren und Gottes fürsorglicher Hand. Zum Schluss zurück an den Anfang: Als Kind habe ich beim übers Wasser laufenden

Petrus die Frage „Und das soll ich glauben?“ verneint. Heute weiß ich mehr, und trotzdem sage ich nun: „Ja, ich glaube, oder besser, verstehe dieses Bild, weil ich die dahinter liegende Botschaft verstehe“:

Ich bin wie viele von ihnen dankbar für das große Geschenk, Gott vertrauen und an ihn mit Freude und Zuversicht glauben zu können. Auch wenn uns mitunter Zweifel einholen und mutlos machen.

Ich möchte deshalb schließen mit einer Fürbitte für uns, liebe Lamberti-Gemeinde:  
„Herr, Du kennst unseren Kleinmut und unser Verzagten in Stürmen unseres Lebens. Leid und Schmerz, Not und Kummer lassen uns immer wieder zweifeln an Dir. Wir bitten Dich: Gib uns Vertrauen, wenn wir uns ängstigen, und gib uns Geborgenheit, wenn es dunkel um uns wird.“

**Amen.**



Die Mathematikerin Prof. Dr. Angelika May predigt zum Thema

# Glauben und Beweisen

und zeigt damit die vielleicht gar nicht so verschiedenen Herangehensweisen von Mathematik und Religion.

**Lesung des Evangeliums (zugleich Predigttext): Johannes 20, 24-29**

**T**homas aber, der Zwilling genannt wird, einer der Zwölf, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Da sagten die anderen Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach zu ihnen: Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und meinen Finger in die Nägelmale lege und meine Hand in seine Seite lege, kann ich's nicht glauben. Und nach acht Tagen waren seine Jünger abermals versammelt, und Thomas war bei ihnen. Kommt Jesus, als die Türen verschlossen waren, und tritt mitten unter sie und spricht: Friede sei mit euch! Danach spricht er zu Thomas: Reiche deinen Finger her und sieh

meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott! Spricht Jesus zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas, darum glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Noch viele andere Zeichen tat Jesus vor seinen Jüngern, die nicht geschrieben sind in diesem Buch. Diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.

**Aus: Hoffnung für alle – Die Bibel. Brunnen Verlag, Basel, 2003.**

Thomas, einer der zwölf Jünger, der auch Zwilling genannt wurde, war nicht dabei. Deshalb erzählten die Jünger ihm später: „Wir haben den Herrn gesehen.“ Doch Thomas zweifelte: „Das glaube ich nicht! Ich glaube es erst, wenn ich seine durchbohrten Hände gesehen habe. Mit meinen Fingern will ich sie fühlen, und meine Hand will ich in die Wunde an seiner Seite legen.“ Acht Tage später hatten sich die Jünger wieder versammelt. Diesmal war Thomas bei ihnen. Und obwohl sie die Türen wieder abgeschlossen hatten, stand Jesus auf einmal in ihrer Mitte und grüßte sie: „Friede sei mit euch.“ Dann wandte er sich an Thomas: „Leg deinen Finger auf meine durchbohrten Hände! Gib mir deine Hand und leg sie in die Wunde an meiner Seite. Zweifle nicht länger, sondern glaube!“ Thomas antwortete: „Mein Herr und mein Gott!“ Jesus sagte zu ihm: „Du glaubst, weil du mich gesehen hast. Wie glücklich können erst die sein, die mich nicht sehen und dennoch glauben!“



Liebe Gemeinde,  
Ich begrüße Sie herzlich zum 3. Universitätsgottesdienst, den wir im 40. Jubiläumsjahr der Universität Oldenburg abhalten. Wir stehen am Beginn der österlichen Freudenzeit und dürfen uns von der Hoffnung getragen fühlen, dass alles gut wird, unser Weg ins Helle führt. Heute ist der 1. Sonntag nach Ostern, im Kirchenjahr Quasimodogeniti, was übersetzt heißt: wie die neugeborenen Kinder. Können wir das heute so glauben, Vertrauen haben und Liebe annehmen, vorbehaltlos und ohne Misstrauen, wie ein eben auf die Welt gekommenes Kind, das sich einhüllen lässt in die Liebe seiner Eltern und Nächsten? Für meinen Sohn, er ist eben sieben Jahre alt geworden, ist die Sache noch klar: „Ich weiß noch nicht, ob ich mal glauben werde, aber ich glaube schon!“ Und damit ist vieles gesagt, über das Vertrauen zu Gott, das uns Großen vielleicht häufig nicht so glatt über die Lippen geht. „Denn glauben heißt, etwas für wahr halten, was man nicht sieht,

auf etwas vertrauen, was vielleicht nie existiert. Im Zeitalter der Vernunft erscheint der Gottesglaube nicht nur unvernünftig, sondern naiv.“<sup>1</sup> Das Kinderwort spricht aber auch die Zweifel an, die jeden und jede von uns überkommen, wenn wir nicht sehen, woran wir glauben möchten, wenn nicht zu unserer Erfahrung passt, was wir erleben, wenn wir nicht dabei waren und mit eigenen Augen sehen durften, was geschah. Insofern ist der zweifelnde Thomas, den ich in meiner Schulzeit noch als den Ungläubigen kennengelernt habe, eine moderne Figur, die dem Glauben in unserer heutigen Zeit einen Weg weist: Nachfragen ist erlaubt!

Thomas hörte von der Auferstehung und verstand sie doch nicht. Er konnte nicht glauben, dass Jesus den Tod überwunden hat. Und stellt zweifelnde Fragen und bittet um Beweise. Jesus lässt diese Bitte zu, ohne Thomas zu tadeln, mehr noch: Er wendet sich dem zweifelnden Thomas ganz besonders zu.<sup>2</sup> Jesus selbst bietet Thomas den

Nachweis an, nach dem er so verlangt: „Leg deinen Finger auf meine durchbohrten Hände! Gib mir deine Hand und leg sie in die Wunde an meiner Seite.“ Und zu dessen eigener Überraschung braucht Thomas dann plötzlich den Beweis nicht mehr, der ihm eben noch so zentral erschien, um vertrauen und glauben zu können.

Es wird nicht berichtet, ob Thomas den Auferstandenen wirklich anfasst. Jahrhunderte christlicher Kunst zeigen Thomas, wie er den Finger in die Wunde legt. Der Text sagt darüber nichts. Für mich fängt Ernst Barlach mit seiner Skulptur „Christus und Thomas“ das Wesentliche der Situation gut auf, wenn er Thomas in Jesu Arme sinken lässt: Mein Herr und mein Gott.

Nachfragen, nicht alles einfach so hinnehmen, selber verstehen, bevor man anderen glaubt – das sind die Eckpfeiler dessen, was ich auch heute noch, in der nutzenorientierten, gehetzten Zeit der Bachelor- und Masterstudiengänge, meinen Studierenden der Mathematik oder denen, die Mathe-

<sup>1</sup> DIE ZEIT, 19.12.2013. Glauben.

<sup>2</sup> Dr. A. Rinn-Maurer, Mainz

matik als Werkzeug brauchen, mitgeben möchte. Insofern ist der zweifelnde Thomas eine mir sympathische Figur.

Vielleicht hätte er sich der Mathematik zugewandt, in einer anderen barrierefreien Gesellschaft, dazu Philosophie studiert. Denn die Mathematik, mein Fach und meine Leidenschaft, ist mehr eine Geistes- und jedenfalls keine Naturwissenschaft. Eine formale Sprache, auf der Suche nach schönen Mustern und sich wiederholenden Strukturen, die zur Charakterisierung eingesetzt werden. Die Zahlen sind dabei ein prominenter Darsteller, aber nicht der einzige und auch nicht der wichtigste.

Und nein, Mathematik ist auch nicht Rechnen mit Buchstaben statt mit Zahlen, wie viele meiner Nicht-Mathematik-Studierenden formulieren, wenn sie ihre Angst vor dem fehlerfreien abstrakten Denken, das ich ihnen abverlange, in Worte packen wollen.

So gibt die Schule, sicher unbewusst, Kindern und Jugendlichen Bilder mit auf den

Weg, die sich hartnäckig festsetzen. Mein Sohn auf die Frage seines Paten, wie es denn in der Schule so sei: Eigentlich mag ich alle Fächer, nur Religion mag ich nicht so, da müssen wir immer malen! Leider hat die Musik die Mathematik als Lieblingsfach abgelöst, daran hat Herrn Göttings Orgel ihren Anteil, aber auch die „langweiligen“ Rechenpäckchen im Buch.

Lassen Sie uns also gemeinsam ein bisschen eintauchen in mathematisches Denken.

Starten wir mit den Zahlen, von denen wir umgeben sind, die wir zum Messen brauchen. Ich bin sicher, viele von ihnen haben sich schon einmal mit der Frage nach der größten Zahl beschäftigt. Die Kinderfrage dazu: Wie groß ist die größte Zahl? formuliere ich völlig korrekt um zu „Besitzt die Menge der natürlichen Zahlen eine obere Schranke?“ und schon habe ich in vielen von Ihnen das Bild „Mathe fand ich immer unverständlich“ (wenn nicht Schlimmeres) hervorgeholt. Dabei können wir das ganze

mit einem Spiel beweisen. Wir nehmen unsere Zählzahlen 1,2,3,4,5 ... (die Mathematik nennt sie natürliche), und Sie denken sich eine große Zahl aus dieser Menge aus, die Sie für die größte halten. Sie und ich wissen, dass, egal welche Zahl Sie nehmen, durch das Addieren von 1 eine größere Zahl entsteht. Ich wähle also einfach Ihre Zahl plus 1, und schon hat Ihre Zahl den Siegerplatz „Die Größte“ auf dem Treppchen verloren. Diese Art der Beweisführung heißt indirekt, und wir haben mit unserem kleinen Spiel das Gegenteil der Aussage „Es gibt eine größte Zählzahl“ bewiesen. Na ja, den Studierenden im 1. Semester würde ich jetzt erklären, dass es sich mehr um eine heuristische Vorstufe handelt und dass man für den richtigen Beweis noch einmal alles von hinten her aufschreiben muss, damit es auch formal seine Richtigkeit hat.

Viele spürten das Bedürfnis, mit diesem unendlich großen Objekt, das keine Zahl ist, weiter Mathematik zu treiben. Dazu bekam

es bereits im 17. Jahrhundert von Herrn Wallis das Symbol einer liegenden Acht  $\infty$  zugewiesen. Es scheint verlockend, mit dieser Nicht-Zahl doch ein wenig zu rechnen, etwa „1 durch Unendlich“, also den Kehrwert, zu betrachten. Wenn alles stimmt, muss dabei eine unendlich kleine Nicht-Zahl herauskommen. Solche Infinitesimalzahlen können wir dadurch beschreiben, dass sie näher an Null liegen als jede andere, von Null verschiedene Zahl. Das Verblüffende ist, dass man mit einem etwas hemdsärmeligen Herangehen, das wir gerne den Physikern zuschreiben, formal damit recht gut rechnen kann. Auch eine ganze Theorie, die der Nicht-Standard Analysis, lässt sich auf diesem infinitesimalen Nicht-Zahl-Objekt gründen. Der streitbare und umstrittene zeitgenössische Mathematikhistoriker Detlef Spalt hat darauf hingewiesen, dass man die historischen Veränderungen, die die Natur der mathematischen Objekte durchmachen<sup>3</sup>, einbeziehen muss (und dies zu selten tut), um frühere mathematische

Werke zu würdigen. Ihm gelingt mit diesem Zugang zu den Infinitesimalzahlen eine Rettung vermeintlich falscher Resultate von Cauchy, einem eigentlich anerkannt großen Mathematiker des angehenden 19. Jahrhunderts.

Dieses subjektive historische Element ist irritierend. Mathematische Wahrheit verlangt nach einem Beweis, der aus Annahmen (kurz formuliert: es sei) und zulässigen logischen Schlussregeln das Postulierte folgert oder durch ein Gegenbeispiel widerlegt. Wie der Beweis geführt wird, folgt aus der Idee, der Kreativität des Mathematikers, der sprachlich und von der bildlichen Vorstellungswelt her ein Kind seiner Zeit ist. (In den 1930er Jahren streng formal aus der Schule Bourbakis, heute zunehmend gestützt durch bunte Bilder aus dem Computer.) Was als Beweis akzeptiert wird, ist eine soziale Konvention der mathematischen Community und hat für viele von uns auch mit einem Gefühl von mathematischer Eleganz und Ästhetik zu tun.<sup>4</sup> Der Beweis,

unumstössliches Zeichen mathematischer Wahrheit, hat also mit den Menschen zu tun, die ihn verfassen und anerkennen, ebenso wie wir bei sprachlichen Texten, auch biblischen, nach dem Autor, seinem historisch-gesellschaftlichen Kontext und seinem Erzählauftrag fragen dürfen.

Ich möchte Sie gleich noch einmal überraschen, wie kurzweilig mathematisches Fragen und Beweisen sein kann. Wir alle glauben sicher zu wissen: Wer die Hälfte abgibt, hat weniger als vorher. Stimmt das wirklich immer?

Statt der Zahlen wollen wir uns dem verwandten Zählen zuwenden. Diese Kulturtechnik ist der des Messens verwandt, antwortet aber auf die Fragen gleich viel, weniger oder mehr? Bei meiner Tochter wurde die Schulreife (unter anderem natürlich) so festgestellt: Du siehst hier eine Reihe Autos und eine Reihe Perlen – sind es mehr Autos oder mehr Perlen? Eine Lösung besteht darin, jedem Auto eine Perle zuzuschieben und zu sehen,

<sup>3</sup> D. Spalt, Vollständigkeit als Ziel historischer Explikation. Eine Fallstudie. *Collegium Logicum* 1, 1995, pp. 26-36

<sup>4</sup> DIE ZEIT, 27. April 2006, WISSEN: Das bittere Ende der Logik

ob und wo (bei den Autos oder den Perlen) ein Rest bleibt. Und damit haben wir die geniale Idee Georg Cantors nachgeahmt: Bei einer Eins-zu-eins Beziehung von Autos und Perlen sind es gleich viele.

Und damit zurück zu den (unendlich vielen!) Zählzahlen. Gerade und ungerade Zahlen unterscheiden sich dadurch, ob man sie ohne oder mit Rest durch zwei teilen kann. Und da jede gerade Zahl genau einen ungeraden Partner hat, könnte man wegen dieser Eins- zu-Eins Beziehung sagen: Es gibt gleich viele gerade wie ungerade Zahlen. Ist damit die Hälfte aller Zählzahlen gerade? Schließlich fehlt jede zweite (ungerade) Zahl.

Überraschenderweise können Sie alle geraden Zahlen durchnummerieren und Nummerieren bedeutet: Es gibt eine Eins-zu-Eins Beziehung, also gibt es genau so viele gerade Zahlen wie Zählzahlen. Begriffe wie „weniger“ oder „halb so viel“ müssen also anders interpretiert werden, wenn es um Mengen mit unendlich vielen Elementen

geht. Die Anzahl der Elemente einer Menge nennt die Mathematik ihre Mächtigkeit. Bei den Zählzahlen von eben nennen wir die Mächtigkeit  $\aleph_0$  und sprechen von „abzählbar unendlich“.

Unendlich ist also ziemlich groß,  $\infty$  oder  $\aleph_0$  - und irritierend anders. Wir verstehen, was es nicht ist und kriegen es doch trotz Beweises nicht ganz genau zu fassen. Wenn wir uns an dieser Stelle erlauben, in die theologische Wissenschaft zu schauen, stellen wir fest, dass die Frage nach der wahren Person Jesu, also dem Miteinander der göttlichen und menschlichen Natur Jesu, vor einem ähnlichen Dilemma steht. Und wir verstehen noch einmal Thomas, der zunächst den irdischen Jesus zurückhaben möchte, mit dem er unterwegs gewesen war, ehe er die neue Natur annehmen kann, vertrauend glauben kann. Das Konzil von Chalcedon 451<sup>5</sup> beendete einen jahrelangen theologischen Richtungsstreit zu den Naturen Jesu Christi mit den Worten „Einziggeborener in zwei Naturen unver-

mischt, unverändert, ungeteilt und ungetrennt“. Wobei wir hinter der Umschreibung, was nicht ist, in der Wortwahl auch die geschichtliche Situation sehen, aus der heraus formuliert wurde.

Und wir setzen mathematisch noch eins drauf mit der Frage: Ist die Anzahl der Zählzahlen eigentlich das größte Unendlich, das mathematisch denkbar ist? Oder formaler gefragt: Gibt es Mengen, die nicht abzählbar im eben eingeführten Sinne sind? Wenn der Schulunterricht positiv einprägsam für Sie war, werden Sie sich erinnern, dass auch alle Brüche (aus positiven Zählzahlen bestehend) nummeriert werden können, wenn Sie sie über die Diagonalwege in einem unendlich großen Quadratgitter zählen.

Zur Beantwortung unserer Frage: Geht es noch größer? betrachten wir eine schöne Veranschaulichung, die in der Mathematik als Hilberts Hotel bekannt ist. Dieses habe unendlich viele (durchnummerierte) Einzelzimmer, die in einer langen Reihe ange-

<sup>5</sup> Diesen Hinweis verdanke ich Dr. R. Hennings, Oldenburg

ordnet sind. Ein weiterer Gast, der anklopft, findet problemlos einen Platz, indem alle eins nach rechts rücken. Mit dem gleichen Argument wie eben bei den geraden Zahlen kommen auch abzählbar unendlich viele Gäste, die in einem unendlich langen Bus anrollen, unter, und zwar in den Zimmern mit den ungeraden Zimmernummern (z.B.). Aber sogar  $\aleph_0$  Busse, jeder mit  $\aleph_0$  Gästen besetzt, finden Platz, indem man zwischen den bereits ausgestiegenen Gästen immer größere Lücken lässt (erst ein Zimmer, dann zwei, dann drei frei und so weiter). Somit gilt die Mächtigkeitarithmetik  $\aleph_0 \cdot \aleph_0 = \aleph_0$ , und man könnte auf die Idee kommen, dass jede unendliche Menge die Mächtigkeit  $\aleph_0$  haben könnte. Es ist die Leistung Georg Cantors, eines Mathematikers des ausgehenden 19. Jahrhunderts, gezeigt zu haben, dass es in der Tat viel größere Mengen gibt, die überabzählbar genannt werden und die Mächtigkeit  $\aleph_1$  besitzen (und die wir beispielsweise benötigen, um der Kreiszahl  $\pi$  eine Heimat

zu geben). Die Frage liegt nahe: Geht es so weiter, kann man vielleicht durch das formal korrekte Operieren mit den Beweisen selbst als mathematische Objekte Konsistenz, also Widerspruchsfreiheit der Mathematik zeigen? Fragen wie diese stellte die damals aufblühende Logik, sie beschäftigten Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts nicht nur David Hilbert, den Namensgeber des Hotels. Kurt Gödel konnte bereits 1930 die Grenzen der Logik aufzeigen und auf einer Fachkonferenz einen Unvollständigkeitsatz vortragen, der einen Fachkollegen, John von Neumann, einige Monate später in einem Brief an Gödel das Folgende formulieren ließ: „Ich konnte zeigen, dass die Widerspruchsfreiheit der Mathematik unbeweisbar ist.“ Es gibt also wahre, wenn auch unbeweisbare Aussagen, und diese Lücke zwischen Beweisbarkeit und Wahrheit ermöglicht uns zu beweisen, dass es eine Lücke gibt. Damit war der Nachweis erbracht, dass es in hinreichend komplexen

Theorien immer unentscheidbare Aussagen gibt, also Sätze, die weder bewiesen noch widerlegt werden können. Was eine schwere Krise hätte hervorrufen können, ließ die meisten Mathematiker unberührt, obwohl Beispiele für nicht entscheidbare Sätze gefunden wurden. Die meisten machten einfach weiter. Großen Zweifeln sah sich hingegen das Beweisen mit dem Computer durch Überprüfen einer großen Zahl von Spezialfällen gegenüber, praktiziert etwa 1976 beim Beweis des Vier-Farben-Satzes. Im Gegensatz zum unübersichtlichen Maschinencode zeigt ein guter Beweis immer auch, wieso etwas wahr ist. Jedenfalls war das lange so. Heute haben viele Probleme eine derartige Komplexität erreicht, dass die mathematische Gemeinschaft zunehmend Beweise nicht mehr mit Sicherheit darauf prüfen kann, ob der Nachweis nun erbracht ist oder nicht. Wenn Sie jetzt einen Eindruck davon bekommen haben, dass es der Mathematik als Wissenschaft nicht um den Nutzen, son-

dern um innermathematischen Erkenntnisgewinn geht, können Sie mit mir über die folgende Anekdote schmunzeln:  
„Ein Mann in einem Ballon verliert die Orientierung. Um zu erfahren, wo er sich befindet, seilt sich der Ballonfahrer zu einem Spaziergänger unter ihm ab und fragt: „Bitte, sagen Sie mir doch, wo ich mich befinde.“ Der Spaziergänger denkt eine Weile nach und antwortet: „Sie sind unter Ihrem Ballon.“ Daraus folgt: Der Spaziergänger muss ein reiner Mathematiker sein, denn er hat vorm Antworten nachgedacht, seine Aussage ist unzweifelhaft wahr, und man kann mit der Aussage nichts anfangen.“  
Diese Einstellung zur Wahrheit mag man für unsere heutige Zeit ebenfalls als naiv bezeichnen, aber ohne sie lebt die Mathematik nicht.  
Die Anekdote wurde übrigens am Rande einer der legendären Arbeitstagungen des Max Planck Instituts für Mathematik in Bonn erzählt, einem der Orte, wo auch heute noch nutzenfrei und ausschließlich

an mathematischen Fragen orientiert, nachgedacht werden darf. Bettina Heintz, die am besagten MPI eine, man muss wohl sagen, Feldstudie <sup>6</sup> über die Spezies der Mathematiker machen durfte, war überrascht, wie stark sich dieses Erkenntnisstreben im Dialog mit anderen Mathematikern abspielt und wie offen (in einer Zeit, in der Viele Forschung nur noch im Schatten ihrer Patentanwälte betreiben) Mathematiker Ergebnisse mit ihrer Community teilen und diskutieren.  
In meiner eigenen Forschung geht es um Modelle für den Finanzmarkt. Ziel ist die Messung des Risikos großer Finanzportfolios mit dem Ziel, möglichst wenige Totalverluste (Ruin) von Unternehmen zuzulassen. Wir liefern dabei Modelle und empirische Analysen für Finanztitel, deren künftige Entwicklung ungewiss ist, aber (und das steht im Gegensatz zur Naturwissenschaft) deren heutiger Wert bereits eine Konsequenz mathematischer Bewertung ist. Wesentlich ist die Modellierung von Un-

sicherheit am Finanzmarkt (zum Beispiel durch die Psychologie der Marktteilnehmer, technologische Innovation, aber auch externe „Schocks“ wie Naturkatastrophen). Ein mathematisches Modell ist dabei nie real, sondern bildet die Realität (hoffentlich hilfreich) ab. Auch wenn die Korrektheit der verwendeten Verfahren natürlich bewiesen werden kann, bleiben einschränkende theoretische Annahmen, die ich für mein Gedankenexperiment mache. Die Verwechslung von realem Finanzmarkt und Modell muss dabei, so formuliert es einer der Pioniere im Feld, Emanuel Derman <sup>7</sup>, in die Katastrophe führen und hat als blinde Modellgläubigkeit in der Tat schon mehr als eine Bankenkrise hervorgerufen.  
Neu und einzigartig in diesem Feld ist, dass die Europapolitik über das Aufsichtsrecht vereinheitlichend Modelle und damit eine Lesart der vorhandenen, also vergangenen Daten vorschreibt. Das ist ein enormer Jobmotor für Finanzmathematiker, setzt aber dem gesunden mathematischen Zweifel

<sup>6</sup> B. Heintz, Die Innenwelt der Mathematik. Zur Kultur und Praxis einer beweisenden Disziplin. Springer, 2000

<sup>7</sup> E. Derman, Models Behaving Badly. Hoffmann und Campe.2013

und dem Bestreben, es so gut zu machen, wie es der mathematische Kenntnisstand und das individuelle Vermögen zulassen, enge Grenzen. Mit einem Quervergleich zur Exegese könnte man das – zugegebenermaßen reißerisch – vergleichen mit einem Rückfall vor die Zeit der Aufklärung und Reformation.

Und ganz am Ende bleibt die Frage: Wissen Sie nun, wie groß unendlich ist? Können Sie es sehen und anfassen? Und vor allem: Müssen Sie das? Im Laufe unseres Lebens erwerben wir alle unterschiedliche Vorstellungen von vielen Dingen, Bilder setzen sich im Kopf fest und manchmal bietet sich die Gelegenheit, mit einigem aufzuräumen. Nicht alles, was die normale Lebenswirklichkeit uns beigebracht hat, hat Bestand. Das gilt für die Mathematik wie für den Glauben. So bleibt Mathematik jeden Tag aufs Neue spannend, wenn man hartnäckig immer wieder: Warum? fragt, und in diesem Sinne passt die Haltung des zweifelnden Thomas ganz hervorragend zu

unserer Zunft. Und in unsere Zeit, denn die Zeit, in der die Kirche keine Zweifel zuließ, liegt zum Glück weit hinter uns.

Wir alle dürfen also getrost mit der Hartnäckigkeit des Wahrheit suchenden Mathematikers Fragen stellen und zweifeln, solange wir dies nicht schwarzseherisch tun, sondern dem Neuen eine Chance geben.

Auch wenn wir die theologische Ewigkeit genau wie die mathematische Unendlichkeit nicht haptisch erfahren können. Und so brauchen wir – genau wie Thomas – die Gewissheit der reißerischen Schlagzeile von Spiegel online vom 9. September 2013 „Mathematiker bestätigen Gottesbeweis“ nicht, in der wir unseren Bekannten Kurt Gödel wiedertreffen, der die Existenz Gottes schon 1941 als gesichertes logisches Theorem formulierte und dessen Beweis nun computergestützt lückenlos durchgeführt werden konnte.

Glauben können kommt manchmal überraschend, darf von Zweifeln begleitet werden und vereint – widerspruchsfrei – Denken

und Fühlen. Ich wünsche uns allen, dass wir mit Thomas bekennen können „Mein Herr und mein Gott“ und dass wir gemeinsam offen für Neues und vertrauensvoll in eine lichte Woche gehen können, in der Vieles gut wird.

Amen.



Der Neurogenetiker Prof. Dr. Hans Gerd Nothwang predigt zum Thema

# Höret, so werdet ihr leben!

**L**iebe Gemeinde,  
als Pastor Hennings vor fast  
einem Jahr anfragte, ob ich  
bei den Universitätspredigten mit-  
machen würde, habe ich gezögert.  
Ist Glauben etwas Akademisches?  
Was wurde erwartet, welche Aspekte  
könnte ich als Professor für Neuro-  
genetik in eine Predigt einbringen?  
Könnte es um Hirnforschung und  
Religion, um die Freiheit des Chris-  
tenmenschen im Lichte neuester  
neurowissenschaftlicher Erkenntnis-  
se gehen?

und verbindet so sein Forschungsgebiet aus der Hörforschung  
mit einem Text aus Jesaja 55,1-3.



**D**a muss ich Sie enttäuschen. Neuro-  
wissenschaftler können zwar manche  
menschliche Verhaltensweisen wie Em-  
pathie und ökonomisches Verhalten heute  
besser erklären, aber ich bezweifele grund-  
sätzlich, dass die Themen Glaube und Gott  
jemals den privat-subjektiven Bereich ver-  
lassen und das Spekulative ablegen werden.  
Ich halte es da mit dem Kollegen Appelrath,  
der vor drei Monaten hier oben stand mit  
der Erkenntnis: Ich glaube einfach – trotz  
der naturwissenschaftlichen Unhaltbarkeit  
vieler biblischer Texte. Ehrlicherweise muss  
ich aber für mich hinzufügen, dass ich öf-  
ters auch nur versuche zu glauben, weil mir  
der Glaube Geborgenheit gibt und das dar-  
aus resultierende Vertrauen mich in meiner  
Kindheit und Jugend so gut getragen hat.  
Und man soll ja Bewährtes nicht so leicht  
ablegen. In der Wissenschaft nennen wir  
das dann: Never change a winning protocol.  
Die Bibel gibt mir allerdings für diese Ge-  
borgenheit, für dieses Vertrauen, eine viel  
poetischere Sprache als die Wissenschaft:  
Nähme ich Flügel der Morgenröte und blie-

be am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten. So sagt es der 139. Psalm. So eine wunderschöne Metapher werde ich als Neurogenetiker leider nie schreiben können, auf so einen Satz verzichten möchte ich aber auch nicht.

Dass ich mich dann doch auf die Anfrage einließ, hat mit dem Predigttext zu tun, auf den ich dann gestoßen bin, mit der Verheißung: „Höret, so werdet ihr leben“. Zum einen lockt mich der dem Text innewohnende Kontrast zu unserer immer mehr auf materielle Werte, Konsum und Erfolg ausgerichteten Gesellschaft. Zum anderen lädt diese Verheißung auch ein zu einem Gespräch zwischen dem Bibeltext und meinem Forschungsgebiet, der Hörforschung. Somit würde sich auch das Universitäre in der Universitätspredigt abbilden lassen. Hören wir zunächst noch einmal in den Predigttext hinein:  
Wohlan, alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser!

Und die ihr kein Geld habt, kommt her, kauft und esst!  
Kommt her und kauft ohne Geld und umsonst Wein und Milch!  
Wozu zählt ihr Geld dar für das, was kein Brot ist,  
und sauren Verdienst für das, was nicht satt macht?  
Hört doch auf mich, so werdet ihr Gutes essen und euch am Köstlichen laben.  
Neigt eure Ohren her und kommt her zu mir!  
Höret, so werdet ihr leben!  
Ich will mit euch einen ewigen Bund schließen, euch die beständigen Gnaden Davids zu geben.  
Angesprochen sind in diesem Text diejenigen, die sich ihres Hungers, ihres Durstes, ihrer Sehnsucht und ihrer Bedürftigkeit bewusst sind – und die es wagen, diesen Hunger, diesen Durst, diese Sehnsucht und diese Bedürftigkeit zum Thema zu machen.  
Dorothee Sölle hat einmal gesagt, dass alle, die glauben, ein wenig hinken, wie

Jakob, nachdem er mit dem Engel gekämpft hat. Hier im Rahmen eines Gottesdienstes erwarten wir solche Adressaten, das deckt sich mit unseren Erwartungen an einen Bibeltext und eine Predigt. Ist Kirche doch in der Vorstellung vieler der Ort für die Schwachen und schöpft daraus ihre gesellschaftliche Anerkennung und Wertschätzung. Wobei paradoxerweise dieses Eingeständnis, bedürftig und hinkend zu sein, in heutiger Zeit häufig Selbstbewusstsein und innere Stärke voraussetzt. Wer es tut, schwimmt gegen den Strom, wie wir gleich hören werden. Denn kommen wir zum Alltag! Sind da nicht die Adressaten der allermeisten Ansprachen und Broschüren viel eher die in der Leistungsgesellschaft Erfolgreichen, die Gutverdienenden, die Gesunden? Besteht dort nicht eher die Verpflichtung, gut drauf zu sein und an der Selbstoptimierung zu arbeiten? „Like it“-Abstimmungen in sozialen Netzwerken selbst für den privatesten Bereich, geschönnte Facebook-Profilen für den Personalchef,

Topmodel-Shows und Fitnessstudios an jeder Straßenecke: Das alles weist uns ständig darauf hin, dass wir bewertet werden, dass wir besser werden müssen, wenn wir mithalten wollen. Und gerade als Wissenschaftler ist mir diese Problematik sehr bewusst, da auch wir regelmäßig evaluiert werden und in einem internationalen Konkurrenzkampf um Veröffentlichungen, Drittmittel etc. stehen. Publish or perish, veröffentliche oder gehe unter, lautet im Englischen die pointierte Zusammenfassung des aktuellen Wissenschaftsbetriebs. Auch ich selbst bewerte jeden Tag Andere und gebe Kommentare zu ihrer Leistungsfähigkeit ab und finde das auch gerecht und notwendig.

Kirchengemeinde und Alltag, das sind für mich daher in dieser Frage zwei Welten, und ich gebe zu, ich weiß keinen einfachen Ausweg aus diesem Dilemma. In der Kirchengemeinde werde ich auf meine Bedürftigkeit angesprochen – aber in der Weise, dass sie notwendig zu meinem

Leben gehört. In der Leistungsgesellschaft des Alltags gilt alles, was nach Bedürftigkeit aussieht, als zu überwindendes Defizit. Diese alltägliche Botschaft, dass wir weiter an unserer doch nie erreichbaren Vervollkommnung arbeiten müssen, setzt viele von uns ins Hamsterrad. Wir werden hyperaktiv und glauben, Multitasking sei eine erstrebenswerte Fähigkeit und nicht vielmehr ein Rückschritt ins Tierreich. Dort ist es überlebensnotwendig, z.B. bei der Nahrungssuche immer das Umfeld im Blick zu behalten und sich nie auf etwas zu lange zu konzentrieren. Hyperaktivität bringt jedoch nichts Neues hervor, sondern reproduziert und beschleunigt nur das bereits Vorhandene. Der helllichtige Nietzsche hat das pointiert so formuliert: „Die Tätigen rollen, wie der Stein rollt, gemäß der Dummheit der Mechanik“. Die meisten wissenschaftlichen und kulturellen Leistungen sowie originären Ideen aber verdanken sich kontemplativen Phasen. Hier in Oldenburg werden Manche in diesem Zusammenhang

an Karl Jaspers denken. Er litt zeitlebens an einer Lungenkrankheit und musste die meiste Zeit liegend auf seinem Sofa verbringen. Durch diese erzwungene Muße, das verlangsamte Leben und die damit einhergehende Konzentration entstand ein Werk, das heute, wo wir ständig erreichbar sein sollen, kaum denkbar ist. Die wesentliche Aufgabe besteht für uns heute daher meines Erachtens nicht darin, zu entdecken, wer wir sind und noch werden können. Wirklich wichtig ist die Frage, was wir uns weigern sollten zu sein, wo wir den Impulsen aus der Umwelt nicht nachgeben. Der Predigttext mit seiner über Jahrhunderte gesammelten Lebensweisheit bestärkt meine Skepsis gegenüber diesen Tendenzen in unserer Gesellschaft, wenn Jesaja sagt: Wozu zählt ihr Geld dar für das, was kein Brot ist, und sauren Verdienst für das, was nicht satt macht? Der jüdisch-christliche Glaube widerspricht unserer Leistungsgesellschaft: Du wirst nicht satt aus eigener Kraft, die Quelle, die deinen Durst stillt, ist

nicht in dir selbst zu finden, deine Sehnsucht kommt nicht zum Ziel, wenn du noch besser geworden bist. Dass Jesaja damit zumindest teilweise Recht hat, sehen wir unter anderem daran, dass das ständige Bemühen um Perfektion immer häufiger zum psychischen Zusammenbruch, zu Burnout und Depression führt. Die Kehrseite unserer Leistungsgesellschaft.

Merkwürdig ist nun allerdings, wozu bei Jesaja die Durstigen und Hungrigen, die Armen, aufgefordert werden: Hören sollen die Durstigen, und das soll ihren Durst stillen, Hören soll die Hungrigen satt machen? Höret, so werdet ihr leben. Da bin ich also bei meinem Gebiet, der Hörforschung.

Wie essentiell das Hören für uns Menschen ist, soll zunächst ein Zitat von Helen Keller verdeutlichen, einer taubstummen und blinden Amerikanerin: „Blindheit entfernt von den Dingen, Taubheit von den Menschen“. Taubheit macht einsam, Taubheit schließt ein in eine eigene Welt. Aus diesem Grund wollten in Großbritannien taube

Eltern einen Gentest für ihren Nachwuchs erstreiten. Er sollte sicherstellen, dass auch ihr Kind taub sein wird – und dann mit ihnen in der gleichen Welt lebt.

Ich weiß nicht, wie viele von Ihnen den Film „Jenseits der Stille“ von Caroline Link kennen. Darin wird das Mädchen Lara geschildert, welches in zwei Welten lebt: in der ihrer taubstummen Eltern und – als Hörende – in unserer Welt. Als Lara ihr Interesse für die Musik entdeckt und Klarinette zu spielen beginnt, entfernt sie sich immer mehr von ihren Eltern, die sich durch ihre Taubheit zu Lara im wahrsten Sinne des Wortes nicht zugehörig fühlen. Durch Sprechen und Hören entsteht erst vertraute Gemeinschaft. Denn das Hören setzt – wie die Liebe – ein Gegenüber voraus. Zuhören bedeutet, Interesse für einen Menschen zu zeigen, ihn ernst zu nehmen in seinen Anliegen und Bedürfnissen. Wenn Gemeinden das beherzigen, wenn wir zuhören, dann werden Gemeinden lebendig und Zuspruch erhalten. Hinge-

hen. Zuhören. Einmischen – das ist für Papst Franziskus die Aufgabe der Kirche. Bonhoeffer hat es vor über 60 Jahren so formuliert: Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist“. Für mich ist die Kirche einer der wenigen verbliebenen öffentlichen Räume, an denen sich Menschen ganz verschiedener Provenienz und Couleur treffen, ins Gespräch kommen, austauschen und gleichberechtigt wahrgenommen werden. Diese Abwendung von sich selbst hin zum Anderen, zum mitfühlenden Hören wird immer wichtiger in unserer Gesellschaft, in der zur Zeit die Kluft zwischen Arm und Reich immer größer wird, in der immer mehr Menschen vereinsamen und auf sich selbst zurückgeworfen sind. Wir lernen dabei auch, mehr im Anderen zu sehen als nur das, wozu er oder sie fähig ist. Wir zeigen einander, dass wir uns wichtig sind. Und so gilt nicht nur: Höret, so werdet ihr leben, sondern auch „wer gehört wird, wer dazugehört, der lebt auf“. Das ist nicht nur eine diakonische Aufgabe, der man um der

Anderen willen nachkommt, denn durch das Hören aufeinander eröffnet sich uns ein weiter Horizont und unser Leben und unsere Gedankenwelt wird reicher, wie wir nach jeder regen Diskussion, jedem intensiven Gespräch erleben.

Ich habe vorhin von den zwei Welten im Film „Jenseits der Stille“ geredet, die der Hörenden und die der Tauben. Doch eigentlich sind es drei Welten. Denn Lara spielt Klarinette. Und hier in Lamberti muss natürlich beim Thema Hören auch etwas zur Musik gesagt werden. Hören kann einen passiven Charakter haben und diesen Aspekt kann man sehr gut am Beispiel des Musikhörens erläutern. Dabei bin ich zwar passiv – doch gleichzeitig erlebe ich beim Hören Neues, mache Erfahrungen, die mir sonst verschlossen bleiben würden.

In der zehnten Klasse haben wir in Französisch einen Text gelesen, der von einem Jungen im katholisch geprägten ländlichen Frankreich erzählte. Er langweilt sich entsetzlich im Sonntagsgottesdienst. Soweit

konnten wir Schüler alle den Text sehr gut nachvollziehen, doch dann setzt in der Kirche Orgelmusik ein, und dem Jungen öffnet sich eine neue Welt. Hier endete unser Textverständnis – nicht nur aus sprachlichen Gründen. Dabei hätte uns das gar nicht so fremd sein müssen, denn hätte im Text Rockmusik statt Orgelmusik eingesetzt, wir wären sofort dabeigewesen – Herr Götting möge mir das verzeihen. Denn die Musik von den Beatles, The Who, Joe Cocker, Lou Reed oder Pink Floyd kündete uns, auch wenn wir nicht immer alle Texte verstanden, von einer Erfahrung jenseits unserer beschaulichen Kleinstadt. Wir müssen gar nicht immer aktiv sein, um unser Leben zu bereichern, unseren Horizont zu weiten, es gibt andere Wege als betriebsame Hektik, neue Erfahrungen tun sich auf, wenn wir uns zurücknehmen und zuhören. So findet manch einer, dem andere Zugänge verschlossen sind, bei Musik von Bach oder Händel einen Zugang zu Gott.

Doch wir sind etwas vom Predigttext ab-

geschweift, denn Jesaja geht es vorrangig nicht um das Hören auf andere Menschen, auch nicht um Musikgenuss, sondern um das Hören auf Gott. Für mich klingt da der Dreiklang an: Hören, vertrauen, leben. Die Einladung „Höret“ könnte dann bedeuten „vertraut mir, so werdet ihr leben.“ Wer hört, vertraut. Wer vertraut, wird zuverlässiger leben. Ich komme noch einmal auf die Worte des 139. Psalms zurück: Und nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde auch dort deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten. Ich lasse mir diese Worte sagen und mache sie mir zu eigen – und hoffe darauf, dass sie sich wieder bewahrheiten. Zu Anfang meiner Predigt habe ich die Poesie dieser Worte hervorgehoben und bewundert. Diese Bibelstelle, ja die ganze Bibel, ist aber nicht nur poetischer als ein naturwissenschaftlicher Text, sondern bringt wie die Musik eine Saite in mir zum Klingen, die sich meiner naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise widersetzt

bzw. diese ergänzt. Sie zeigt mir einen anderen Teil der Wahrheit über die Welt und uns Menschen und stellt mir einen Leitfaden zur Seite. Wir können die Entstehung der Erde und des Lebens heute naturwissenschaftlich besser erklären und nachvollziehen als zu biblischen Zeiten. Aber welche Verantwortung sich für mich und jeden Einzelnen ergibt, erschließt sich mir aus dem biblischen Schöpfungsbericht und dem „Gott sah, dass es gut war.“ Als Genetiker die DNA des Menschen entzifferten, meinte der damalige US-Präsident Bill Clinton, wir hätten nun die Sprache gelernt, in der Gott das Lebendige erschaffen hat. Unsere Erbinformation als Sprache Gottes? Nein, da möchte ich Clinton widersprechen. Die Sprache Gottes ist gerade nicht der naturwissenschaftliche Blick auf die Dinge und uns Menschen, die Sprache Gottes ergänzt diesen naturwissenschaftlichen Blick. Die Menschenwürde, das Doppelgebot der Liebe, der Auftrag, die Schöpfung zu bewahren, das alles kann

ich aus einer rein naturwissenschaftlichen Sicht der Dinge nicht ableiten. Die Bibel ist dabei nicht exklusiv, denn auch andere Religionen, Philosophien und Wertekataloge kennen diese Wertvorstellungen. Aber die Bibel enthält wie kaum ein anderes Werk einen ungeheuren Fundus an Lebenserfahrung und Lebensweisheiten, Einblicke in menschliche Abgründe und Hoffnungen, aber auch ethische Vorgaben, die mir eine Orientierungshilfe sind und eine Ergänzung auf meine naturwissenschaftliche Sicht.

Höret, so werdet ihr leben, das heißt für mich: Höret, so werdet ihr reicher und erfüllter leben.

**Amen.**



Die Kirchenhistorikerin Prof. Dr. Andrea Strübind predigt über 5. Mose 6,4-9 als

# Ein Plädoyer für die Herzensbildung

**L**iebe Gemeinde,  
„Dieses Gebot ist nicht so  
leicht, wie es scheint, sondern  
es ist die Summe aller Weisheit und  
Wissenschaft.“

**D**ieses überschwängliche Urteil schrieb Martin Luther über das Bibelwort, das wir heute in der Predigt gemeinsam bedenken. Was würde besser passen zu einer Universitätspredigt als die biblische „Summe aller Weisheit und Wissenschaft“? Das ist doch eine großartige Gelegenheit, um die Theologie in großer Öffentlichkeit – und vor allem ohne Widerrede – als unverzichtbar im Fächerkanon unserer Universität zu profilieren. Könnte sie womöglich eine geheime Leitwissenschaft sein? So viel zu spontanen Wunschvorstellungen und Gedankenspielen einer Kirchenhistorikerin, die sich als im Predigen erfahrene Pastorin – nun plötzlich in der Rolle der predigenden Universitätslehrerin wiederfindet. Unser heutiges Predigtwort lässt sich aber leider nicht so strategisch verzwecken. Es ist auch kein Sprungbrett zu wohlfeilen Überlegungen über die akademische Welt und ihre von Finanzengpässen und bildungspolitischen Irrwegen gefährdete Zukunft. Es geht vielmehr um Liebe. Es



geht um Treue. Es geht zu Herzen.

**Text: Dtn 6,4-9**

Dieser Abschnitt, das „Höre Israel“ oder Schma' Jisra'el wird von Juden und Jüdinnen morgens und abends gebetet – in guten und in schlechten Tagen, jeden Tag. Es steht im Zentrum jedes Gottesdienstes. Es ist das erste Gebet, das Kinder lernen, und das letzte, das Sterbende sprechen – und begleitet so ein jüdisches Leben vom Anfang bis zum Ende.

Diese Worte sind geradezu das Herzstück jüdischer Frömmigkeit. Israel soll daran erinnert werden, dass es in einem Leben nach Gottes Weisungen nicht um alles Mögliche geht, sondern nur um eines, um die vollkommene Zuwendung zu dem einen Herrn und um seine Liebe zu seinem Volk.

Oft wird gesagt, dieses Gebot der Gottesliebe ist somit das Glaubens- oder Grundbekenntnis des Judentums. Aber es ist nicht in erster Linie ein Bekenntnis – sondern ein Gebet. Das Judentum hat das Liebesgebot zu einem Gebet gemacht, weil es weiß, „dass

nur das ständige Gebet dem Gebot den nötigen Raum im Herzen schaffen kann“ (Hermann Spieckermann).

Wie kaum andere Sätze haben diese aber auch den christlichen Glauben geprägt. In Mk 12,28 – als Jesus nach dem höchsten Gebot gefragt wird, zitiert er unsere Verse verknüpft mit dem Gebot der Nächstenliebe (Lev 19,18). Jesus hat das „Höre Israel“ ungezählte Male im Gottesdienst gesprochen, im persönlichen Gebet und mehr noch: Er hat es bis ans Ende redend und handelnd gelebt. Denn er hat die Nähe der kommenden Herrschaft dieses einen und einzigartigen Gottes verkündigt.

Deshalb sind wir mit diesen Worten auch im Zentrum unseres Glaubens. Das unbestrittene Glaubensfundament aller Juden und Jüdinnen entspricht der Verkündigung und dem Weg Jesu. Aber als Christen und Christinnen müssen wir beachten, dass wir in Christus hineingenommen wurden in die Geschichte Gottes mit seinem Volk. Er kann nur „unser“ Gott sein, wenn er der

Gott Israels bleibt. Umrahmt von Erinnerungen an Gottes Wegführung durch die Wüste und im Vorblick auf die kommende Geschichte im gelobten Land sowie auf die nachfolgenden Generationen steht hier in der Mitte: „Höre Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein.“ Hier wird in einzigartiger Weise festgehalten, dass Gott sich in Liebe an sein Volk bindet. Er sucht keine andere Beziehung: „Der Herr ist unser Gott.“

Und dieser Proklamation der Liebe Gottes folgt die Aufforderung zur Gegenliebe. Dem „Er allein“ soll als Antwort das „nur du allein“ folgen. Spüren wir, dass wir hier in einen Dialog der Liebe hineingenommen werden? Im „Höre Israel“ – wird nicht in erster Linie die Sprache der Vernunft gesprochen, die definiert und alles auf eine Formel bringt, sondern die Sprache der Liebenden: „Ich bin dein und du bist mein.“ Vor allen Geboten, die im biblischen Buch Deuteronomium noch reichlich folgen werden, vor aller Forderung nach einem

Leben gemäß den Richtlinien Gottes, steht eine Liebeserklärung Gottes zu seinem Volk. Kein abstrakter Monotheismus wird hier deklariert, auch keine Verachtung anderer Götter oder Weltdeutungen. Hier ist von exklusiver Bindung in Liebe die Rede. Einer liebt – und einer soll geliebt werden. Die Debatte um die grundlegende Gewaltbereitschaft, die in den monotheistischen Religionen verwurzelt sein soll, greift hier zu kurz. Denn sie übersieht gerade diese Theologie der Liebe, die sich als Leitmotiv der Gottesbeziehung durch die gesamte biblische Überlieferung zieht. Gott ist einer und einzig, und jeder soll diesen Gott in und mit allem, was menschliches Leben ausmacht, lieben. Drei Wendungen unterstreichen die ungeteilte Hingabe: „Von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft“. Die Liebe zu Gott ist nicht nur ein Gefühl, sondern sie umfasst den ganzen Menschen. Liebe mit dem ganzen Herzen - im biblischen Sprachgebrauch die Personenmitte,

zugleich auch der Ort von Verstand und Vernunft. Mit der ganzen Seele, wörtlich der „Kehle“, durch die der Atem geht, also mit jedem Atemzug des Lebens. In der rabbinischen Auslegung wird dies dadurch erklärt, Gott auch dann zu lieben, selbst wenn er uns das Leben (die „Seele“) nimmt. Und Gott „mit all deiner Kraft“ zu lieben umfasst auch die materiellen Güter, unsere individuellen Talente und alle unsere Fähigkeiten. Diese ganzheitliche Liebe ist keine rein innere Haltung, sondern sie ist ausdrucksfähig und drängt auf Verwirklichung. Sie erweist sich darin, dass sich der Mensch Gottes Worte – die Gebote und Verbote – zu Herzen nimmt. „Und diese Worte ... sollst du zu Herzen nehmen“ (V. 6). Wörtlich steht dort: die Worte sollen auf deinem Herzen sein. Gottes Worte sind eine Herzenssache. Das Herz ist in vielen Kulturen und durch die Zeiten hindurch immer symbolträchtig gewesen. Vielleicht weil wir das Herz als einziges inneres Organ ständig mehr oder weniger spüren. In vielen

Redewendungen hat sich dieser Mehrwert des Herzens erhalten: Sich etwas zu Herzen nehmen, sein Herz verlieren, Herzscherz, ein gebrochenes Herz haben.

Die Menschen der Bibel und ihrer Umwelt sahen im Herzen den Mittelpunkt des Menschen, seines Körpers, seines Geistes, seiner Seele und seines Willens sowie der ganzen Persönlichkeit. Verstand und Gefühl – beides war dort lokalisiert. Das Herz war so etwas wie ein großes „inneres Parlament des Menschen“, in dem viele Stimmen (Parteien) miteinander um die Gunst von Entscheidungen ringen, Gedanken abwägen, verwerfen oder unterstützen. Verstand, Empfindungen, Gefühle und Willenskräfte treffen hier aufeinander. Darum ist gerade das Herz der Ort der Entscheidung des Menschen, aber auch der Begegnung mit Gott.

Dieses Wissen um die hohe Bedeutung des „Herzens“ für die Formung der Persönlichkeit hatte vor allem im sogenannten „pädagogischen Zeitalter“ des 18. Jahr-

hundreds Hochkonjunktur (Ute Frevert). In Anknüpfung an die große protestantische Frömmigkeitsbewegung des Pietismus sprach man von einer notwendigen „Herzensbildung“. Dichter und Denker, Theologen und Pädagogen wurden dabei nicht müde, eine „Bildung des Herzens“ und mit ihr auch eine Bildung der Gefühle einzufordern. Angesichts der Hochschätzung der Vernunft im aufklärerischen Pathos plädierten sie damit für eine Ergänzung der Wissensvermittlung und eine Anleitung zum vernunftgesteuerten wissenschaftlichen Arbeiten. Herzensbildung sollte zur Menschlichkeit erziehen, zum Mitleid, aber auch zur Übernahme von Verantwortung und einer angemessenen Balance der Gefühle – ja, zur Entwicklung der eigenen Persönlichkeit.

Die hohe Bedeutung der Herzensbildung scheint uns wie die Hochschätzung der Empfindsamkeit zu längst vergangenen Zeiten zu gehören. An manche Aspekte, wie die Erziehung zum Untertanengehorsam

oder die Einprägung fester geschlechtsspezifischer Rollen, wollen wir auch lieber nicht erinnert werden. Interessanterweise gibt es aber in den letzten beiden Jahrzehnten eine gewisse Renaissance der „Herzensbildung“, wenn auch mit anderem Vorzeichen als im 19. Jahrhundert. Bei der Internetrecherche ist man erstaunt, wie viele Angebote von Workshops, Wochenendseminaren, Kursen und Ratgeberbüchern es gibt, die sich mit „Herzensbildung“ befassen. Ausgelöst wurde dieser Boom durch den 1995 von Daniel Goleman veröffentlichten Bestseller „Emotional Intelligence“, der in 35 Sprachen übersetzt wurde. Emotionale Kompetenz wurde darin zum Schlüssel für den beruflichen Erfolg gekürt. Die sogenannten „soft skills“ wie Teamfähigkeit, Kommunikationsfähigkeit, Motivationstalent, Konfliktfähigkeit und realistische Selbsteinschätzung avancierten zu wichtigen Voraussetzungen für den Aufstieg auf der Karriereleiter. „Was nützt“, so Goleman, „ein hoher IQ, wenn man ein

emotionaler Trottel ist.“

Das Konzept der emotionalen Intelligenz wurde vor allem in der Wirtschaft und in Unternehmen begeistert aufgenommen – hat aber auch seinen Weg in die Pädagogik gefunden. Empathietraining, der sozialverträgliche Umgang mit Gefühlen, Gewaltprävention, prosoziales Verhalten sind nur einige Stichworte aus dem heutigen Alltag von Schulen und Kindergärten. Hier laufen viele Projekte, und zwar durchaus erfolgreich. Skeptisch werden lässt mich freilich, dass im Konzept der emotionalen Intelligenz alles klar definiert, lösbar und gezielt trainierbar ist. Sie gilt geradezu als Karriere-turbo sowie als Schlüssel zum beruflichen Erfolg und privaten Glückselbstsein.

Wie steht es mit der emotionalen Intelligenz im Uni-Betrieb? An der Universität gibt es seit der Einführung der Bologna-Reform immer wieder Debatten über die inhaltliche Ausrichtung des Studiums, aber auch über die Haltung und das Selbstverständnis der Universität sowie der an ihr

Lehrenden und Studierenden. Erst recht im 40. Jubiläumjahr fragen wir danach. Die Carl von Ossietzky Universität wurde vor 40 Jahren bewusst als eine Reformuniversität gegründet. Ihr Reformcharakter zeigte sich in ihrer demokratischen Verfasstheit, aber auch in der angestrebten Studienkultur des forschenden Lernens. Alle Studiengänge sollten einen konstitutiven Bezug zu gesellschaftlichen Praxisfeldern haben. Entsprechend dem Profil einer Reformuni etablierte sich hier ein herrschaftskritischer Blick als Schlüsselkompetenz der Lehrenden und Lernenden. Praxisnähe und die Verantwortung für die kritische Begleitung gesellschaftlicher Prozesse sind für mich relevante Perspektiven auch für die heutige Zeit. Sicher ist hier nicht der Ort, den Ertrag dieser Gründungsjahre unserer Universität mit allen Irrwegen und politischen Engführungen darzustellen, geschweige denn zu bewerten. Aber es lohnt sich, über die berechtigten Anliegen der Reformuniversität unter den neuen Bedingungen einer

ausdifferenzierten Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft sowie der zunehmenden Vernetzung unserer Lebenswelten nachzudenken.

Ich glaube, es täte uns auch gut, die Universität als Ort der Gelehrsamkeit und Meditation, des geistigen Austausches und des gemeinsamen Lernens, ja als akademischen Freiraum für das gemeinsame Forschen und Kommunizieren neu zu entdecken und dafür zu kämpfen. Gerade in dieser Hinsicht gewönne die Uni an persönlichkeitsbildender Relevanz! Im Leitbild der Fakultät IV, der ich angehöre, steht als Ziel, dass wir uns um die Persönlichkeitsentwicklung der Studierenden hinsichtlich ihres kritisch-analytischen Denk- und differenzierten Urteilsvermögen bemühen wollen. Die Ausbildung ihrer Mediationskompetenz bei milieu-, geschlechtsspezifischen, religiösen und ethnischen Konflikten gehört ebenfalls dazu. Damit versuchen wir die besten Traditionen des Namensgebers unserer Universität Oldenburg, Carl von Ossietzky,

zu bewahren und weiterzugeben – seinen Einsatz für die Menschenrechte und den Frieden, seine Zivilcourage als Pazifist und Vorkämpfer einer demokratischen Gesellschaft. Ich plädiere in diesem Sinne für eine entschiedene Wiederentdeckung der „Herzensbildung“ und zwar als Bildungsziel und Querschnittsaufgabe in allen Fakultäten. Wir sollten uns im Jubiläumjahr darum bemühen, diese Dimension unserer Studien- und Lehrkultur wieder zu entdecken. An unserer Uni hat es in den letzten Jahren eine deutliche Umorientierung zur konsequenten Förderung und Wertschätzung exzellenter Forschung gegeben. Und wir sonnen uns alle etwas im Glanz dieser öffentlich sichtbaren „Leuchttürme“ der Forschung. Zum Forschungsprofil unserer Universität gehören aber für mich ebenso konsequent und unverwechselbar die Sozial-, Bildungs- und Geisteswissenschaften sowie eine exzellente Lehrerbildung. Das Lehrersein ist über lange Zeit in unserer Gesellschaft in Verruf geraten, auch wenn

es in Umfragen schon wieder aufsteigende Tendenzen für die Anerkennung dieses Berufstandes gibt. Ich halte die Lehrerbildung für ein großartiges Profilelement unserer Universität. Wir bilden in großer Zahl Menschen aus, die ihr Wissen und ihre Kompetenzen an Generationen von Schülern und Schülerinnen weitergeben werden. Sie wirken mit ihren Persönlichkeiten als Vorbilder auf die ihnen anvertrauten Kinder und Jugendliche ein. Sie eröffnen ihnen so Möglichkeiten der persönlichen und beruflichen Lebensgestaltung. Sie erziehen und bilden Menschen heran, die sich aktiv an der Gestaltung unserer Gesellschaft und ihrer Kultur beteiligen können. Gerade in der Lehrerbildung kann sich daher doch das hehre Ziel der Reformuni als gesellschaftsformender und gesellschaftskritischer Impulsgeberin nachhaltig verwirklichen. Im Fragen nach der Universität für die Übermorgenstadt plädiere ich daher für die Herzensbildung als Querschnittsaufgabe für alle Lehr- und Lernräume. Wie

aber bildet sich ein Herz? Oder wie kann es gebildet werden? Das Herz – ein schwieriges Bildungsziel? Herzensbildung hat viele Facetten. Und es gibt Berufenere als mich, darüber Auskunft zu geben. Ich möchte als Theologin hier nur einen vom Bibelwort abgeleiteten Bildungsweg des Herzens aufzeigen. „Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen“ (V. 6). Der liebende Gott schenkt Worte der Gegenliebe, die wir uns zu Herzen nehmen sollen. Das Herz ist also nicht eine in sich verschlossene Einheit, sondern es ist immer auf ein „Du“ bezogen. In dieser Bezogenheit geschieht immer wieder das „Wunder des Wir“, (Margit Eckholt). Wie kein anderer Philosoph des 20. Jahrhunderts hat Martin Buber diese für die gesamte menschliche Existenz bedeutsame „Ich-Du-Beziehung“ herausgestellt. „Sodann aber verlangt es einen Mal um Mal, seinem Mitmenschen zu danken, selbst wenn er nichts Besonderes für einen getan hat. Wofür denn? Dafür, dass er mir, wenn er mir begegnete, wirk-

lich begegnet ist; dass er die Augen auftrat und zuverlässig vernahm, was ich ihm zu sagen hatte; ja, dass er das auftrat, was ich recht eigentlich anredete, das wohlverschlossene Herz.“ (Martin Buber, Nachlese). Das Herz bildet sich also bei dem, der offen ist für die Worte und Lebensweisungen Gottes und der sich für Andere öffnet. Die Gebote haben stets diese beiden Dimensionen – der Gottesliebe und der Nächstenliebe. Herzensbildung nimmt demnach, geschult durch die Liebe Gottes, den anderen Menschen aufmerksam und sensibel wahr, übernimmt Verantwortung für ihn, nimmt seine Anliegen in das eigene Herz auf. Fundamentale Herzensbildung kann so verstanden werden als Herzensöffnung für den Anderen. Herzensbildung besteht also zunächst darin, meine personale Mitte, meinen innersten Raum zur Verfügung zu stellen, um mich berühren zu lassen von dem Leid und den Herausforderungen der Anderen. Daher ist „Herzensbildung“ nie abgeschlossen, sondern ein lebenslanger

Prozess. Ein gebildetes Herz ist weit und sensibel zugleich. Ein gebildetes Herz ist verwundbar und kämpferisch – für Andere. „Und du sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden“, heißt es schließlich in unserem Predigtwort (V. 7). Die Worte der Gegenliebe, die Gebote sind schließlich auch Bindeglieder zwischen den Generationen. Im religiösen Judentum beginnt die Lehre dieses „Höre Israel“, sobald ein Kind sprechen kann. Verbunden mit dem Ritual der Gebetsriemen und der Kennzeichnung des Türpfostens wird die Erinnerung an die Einzigartigkeit der Liebe Gottes zu seinem Volk und dessen Gegenliebe in den Geboten greifbar, sinnlich erfahrbar, berührend. Immer wieder, morgens und abends, beim Ausgehen und beim Heimkommen, steht das Gedenken an den einen Gott und an die Liebe zu ihm. Und das von Generation zu Generation. Könnten wir nicht auch so eine permanente Einübung in das gebrauchen, was wir glauben und hoffen? Wo sind in unserem

Alltag die Zeichen, die uns an die Liebe Gottes in Jesus Christus erinnern? Und die uns zugleich auffordern, unser Leben nach seinen Geboten zu gestalten? Als protestantische Christen, die das Wort in das Zentrum von Gottesdienst und Frömmigkeitspraxis stellen, müssen wir wohl wieder neu lernen, was es heißt, Glauben und Hoffnungen im Lebensalltag Gestalt werden zu lassen. Fulbert Steffensky hat das zutreffend so gesagt: „Religion geht nur, wenn sie alltägliche Religion ist, regelmäßige Ausübung ist. [...] Es ist in dieser Zeit schwer, die Hoffnung zu bewahren und den Glauben nicht zu verlieren. Darum müssen wir uns den Glauben vorsagen und die Hoffnung vorspielen auf den Instrumenten der Frömmigkeit, die wir noch haben und die wir noch gebrauchen können.“ Das „Höre Israel“ ist eine Einladung, uns den Glauben und die Hoffnung vorzusagen und uns einzuüben in die Lebenspraxis der Liebe zu Gott und zu unserem Nächsten. Mit seiner zu Herzen gehenden Dringlichkeit

weckt es den Wunsch nach Herzensbildung als Bildungsziel in unserer Zeit. Ein gebildetes Herz öffnet sich für andere und findet gerade darin zu sich selbst. Der Kirchenvater Augustin, der über die Wichtigkeit der Herzensbildung Bescheid wusste, fasst auf unnachahmliche Weise das „Höre Israel“ noch einmal zusammen und entlässt uns damit in die Freiheit: „Liebe, und dann tue, was du willst.“

Amen

Die Historikerin Prof. Dr. Dagmar Freist predigt über das Thema

**D**u sollst nicht töten“  
Wie ein Leitmotiv durchzieht dieses Gebot die Erzählungen im Alten und Neuen Testament und erhält einen dramatischen Höhepunkt in der Bergpredigt. Erzählerisch von Matthäus effektiv inszeniert, verkündet Jesus von Nazareth auf einem Berg – in Anlehnung an Moses auf dem Berg Sinai – seine Auslegung der Tora, verbunden mit den Seligpreisungen und der Anleitung zum Beten – „Vater unser im Himmel“.

# Religion als Argument – Gewissen und Widerstand

**D**och Jesus von Nazareth scheint noch einen Schritt weiter zu gehen. Er zitiert zunächst das Gebot von der Feindesliebe: „Ihr habt gehört, dass da gesagt ist (2. Mose 21, 24): „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Übel; sondern, wenn dir jemand einen Streich gibt auf deine rechte Backe, dem biete die andere auch dar.“ Und weiter: „Ihr habt gehört, das gesagt ist (3. Mose 19,18): „Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.“ Ich aber sage euch: „Liebet eure Feinde: segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen.“

Mit der Bergpredigt hinterlässt Jesus der Menschheit ein Vermächtnis, das kaum umsetzbar zu sein scheint. Insbesondere das Gebot der Nächstenliebe, das Jesus, wie wir in der heutigen Lesung des Evangeliums gehört haben, mit der Gottesliebe als höchstes Gebot definiert, hat Menschen in allen historischen Zeiten immer wieder in heftige Gewissenskonflikte gestürzt. Bild-

haft zeigt Dostojewski die Unmöglichkeit der Nächstenliebe, wenn sie die Feindesliebe mit einschließt, in seinem Roman ‚Die Brüder Karamasow‘: „Schließlich will ich auch gar nicht, dass die Mutter den Peiniger umarmt, der ihren Sohn von Hunden zerreißen ließ! Sie darf sich nicht unterstellen, ihm zu verzeihen!“

Schon Paulus, der das Gebot der Nächstenliebe in seinen Briefen wiederholte, musste erfahren, dass die Liebe zumindest im Alltag ihre Grenzen hatte, wenn es darum ging, junge christliche Gemeinden im Glauben zu bestärken und zum Weitermachen zu ermutigen, trotz aller Anfeindungen. In seinem Brief an die Thessalonicher (Thess 3,1-5), den wir als Lesung gehört haben, bestärkte er „seine lieben Brüder“ in ihrem Bekenntnis zum christlichen Glauben mit der Verheißung, „dass wir erlöst werden von den falschen und bösen Menschen; denn der Glaube ist nicht jedermanns Ding. Aber der Herr ist treu; der wird euch stärken.“



Auf vielen Reisen, vor allem aber auch mit dem Medium des Briefes, vermittelte Paulus zwischen Glaubenssätzen und alltäglichen Herausforderungen. So schrieb er an die Römer die bekannte Ermahnung: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott angeordnet. Wer sich nun der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt der Anordnung Gottes“.

Doch wie sollte mit einer Obrigkeit umgegangen werden, die gesetzeswidrig an die Macht gekommen war? Und wie mit einem Herrscher, der die Macht missbrauchte? Auch hierzu wird in den Evangelien Stellung bezogen mit der Aufforderung, im Zweifel allein Gott zu dienen – die Bibel als Argument im Widerstand? Das Gebot, nicht zu töten und die Feinde zu lieben, der Gottesliebe untergeordnet? Im Markusevangelium wie in vielen anderen Stellen im Neuen Testament werden Gottesliebe und Nächstenliebe

gleichgesetzt, lassen sich offensichtlich nicht gegeneinander ausspielen. Dennoch stößt das Vermächtnis der Bergpredigt historisch immer wieder auf Widerspruch angesichts alltäglicher politischer Herausforderungen. So schrieb der Soziologe Max Weber in „Politik als Beruf“ 1919: „Mit der Bergpredigt ... ist es eine ernstere Sache, als die glauben, die diese Gebote heute gern zitieren. ... Wenn es in Konsequenz der (akosmistischen) Liebesethik heißt: ‚dem Übel nicht widerstehen mit Gewalt‘ – so gilt für den Politiker der Satz: du sollst dem Übel gewaltsam widerstehen, sonst – bist du für seine Überhandnahme verantwortlich.“

Bereits in der Antike und im Mittelalter, systematisch dann in der Frühen Neuzeit, wurde aus der Gefahr einer Tyrannenherrschaft die Notwendigkeit eines Rechts auf Widerstand abgeleitet. Dieses Recht auf Widerstand war reaktiv und hatte das Ziel, die eigentlich von Gott gewollte Herrschaft wieder herzustellen. Das Recht auf Wi-

derstand erfuhr eine dramatische Dynamisierung und Individualisierung mit der Reformation und den religionspolitischen Kriegen, die Europa zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert überrollten. Die rechtmäßige und von Gott eingesetzte Herrschaft, die Paulus noch beschworen hatte, verlor an Eindeutigkeit, wenn durch die Religionspolitik der Obrigkeit das eigene religiöse Gewissen verletzt wurde. Die Bibel wurde zum politischen Argument, auf ihrer Grundlage konnte Luther in Worms dem Kaiser die Stirn bieten. Die Bibel wurde aber auch zum Argument in der Verhärtung von Differenzen: Andersgläubige wurden zu Ketzern gemacht, zu Häretikern und Antichristen, eine Zuschreibung, die in der öffentlichen Debatte so oft wiederholt wurde, bis man sie für wahr hielt, eine performativ so materialisierte Wahrheit, die Tötung legitimierte. Theologische Abhandlungen und Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts bieten drastische Zeugnisse solcher Zuschreibungen und Legitimierungen zum

Recht auf Töten.

Doch welche Instanz in diesen religionspolitischen Konflikten war hier wirklich das so oft beschworene religiöse Gewissen? Und welche Instanz ist unser religiöses Gewissen heute? Wie können wir angesichts so vieler unterschiedlicher Deutungsangebote und politischer Herausforderungen wissen, was richtig ist? Hält das Evangelium für diese Fragestellungen eindeutige Antworten bereit? Und wenn ja, können wir diese Antworten erkennen, unser Handeln neu orientieren und aus dem Strom der Zeit heraustreten?

Der französische Philosoph Michel Foucault hat das religiöse Gewissen als pastorales Gewissen beschrieben, als ein Disziplinierungsinstrument, das unser Handeln und Urteilen letztlich den Erwartungen der Macht unterwirft, uns aber zugleich in den Glauben versetzt, unabhängig zu urteilen und zu handeln. Das zeigt sich auf gewisse Art und Weise auch in den Gewissenskonflikten der Mitglieder des Kreisauer Kreises,

die das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944, heute vor genau 70 Jahren, vorbereiteten und durchführten. Die Gewissenskonflikte bezogen sich auf den geleisteten Eid und das Gebot „Du sollst nicht töten“. Und nicht alle Mitglieder des Kreisauer Kreises kamen zu dem Schluss, dass ein Attentat auf Hitler, das mit der Grausamkeit des Naziregimes legitimiert wurde, die einzige Option politischen Handelns bildete. Dennoch widersetzten sich einige der Widerstandskämpfer gegen geltendes Recht und die Normen ihrer Zeit, sahen sich dabei aber selbst als Verräter und Sünder.

Als Verräter wurden die Widerstandskämpfer des 20. Juli auch bis weit in die Geschichte der Bundesrepublik hinein wahrgenommen, ihr Handeln war gesellschaftlich nicht anschlussfähig, der Appell an ihr Gewissen wurde gesellschaftlich und politisch nicht für rechtmäßig erklärt. Erst im Grundgesetz mit dem Artikel 20, Absatz 4, wird ihr Handeln und mit ihnen das vieler anderer Widerstandskämpfer während

der NS-Zeit gewürdigt und Teil unseres Demokratieverständnisses. Dort heißt es: „Gegen jeden, der es unternimmt, diese Ordnung zu beseitigen, haben alle Deutschen das Recht zum Widerstand, wenn andere Abhilfe nicht möglich ist.“ Erst mit zeitlicher Verzögerung wurde ihre Gewissensentscheidung, gegen damals geltendes Recht zu verstoßen, gesellschaftlich legitimiert und als politische Handlungsoption anerkannt.

Lässt sich also ein Gewissen denken, dass außerhalb der jeweils herrschenden Wertvorstellungen, außerhalb des Denk-, Sag- und Machbaren einer Gesellschaft steht? Und wenn ja, worauf beziehen wir uns dann? Lässt sich ein Gewissen denken, das uns in die Lage versetzt, eine performativ materialisierte Wahrheit als immer wieder wiederholte Wiederholung von Zuschreibungen zu entlarven? Das wäre eine entscheidende Voraussetzung dafür, unser Verhalten kritisch zu reflektieren und zu hinterfragen und uns zu politischem

Handeln zu ermächtigen.

Um zu erkennen, dass das, was wir ab irgendeinem Zeitpunkt für selbstverständlich halten, vielleicht gar nicht selbstverständlich ist. – So etwa im Falle der gezielten Tötung Osama Bin Ladens, live beobachtet von der amerikanischen Führung über Bildschirme und öffentlich vor laufenden Kameras applaudiert von der Deutschen Bundeskanzlerin: „Ich freue mich darüber, dass es gelungen ist, Osama Bin Laden zu töten“. Die sofortige Tötung – statt Gefangennahme und Gerichtsverfahren – wurde legitimiert und war öffentlich weitgehend anerkannt durch die, wie es der kürzlich verstorbene Journalist Frank Schirrmacher 2011 schrieb, Dämonologisierung Osama Bin Ladens als „Erzfeind“, „Teufel“ und „Monster“.

Um zu erkennen, dass das, was wir ab irgendeinem Zeitpunkt für selbstverständlich halten, vielleicht gar nicht selbstverständlich ist. – So etwa bei dem derzeitigen weltweiten Einsatz von Drohnen zur geziel-

ten Tötung von Terroristen mit so genannten Kollateralschäden, für die sich dann entschuldigt wird. So etwa die Diskussion in Deutschland um die Anschaffung von Drohnen zum besseren Schutz deutscher Soldaten, wobei die Frage so genannter Kollateralschäden und die Lizenz zum Töten aus der offiziellen Berichterstattung ausgeklammert wird.

Um zu erkennen, dass das, was wir ab irgendeinem Zeitpunkt für selbstverständlich halten, vielleicht gar nicht selbstverständlich ist. – Entgegen der abendländischen Tradition definierte die Philosophin Hannah Arendt Politik nicht als Herrschaft, sondern als Handeln. Politik und politisches Handeln, so die Philosophin, unterscheiden sich von „automatischen Prozessen oder zur Gewohnheit gewordenen Verfahrensweisen“, von einer „Welt, in der sich nichts ereignet“, in der jegliches Handeln einem allgemeinen Verhalten gewichen ist. Das Gedenken an die Widerstandskämpfer des 20. Juli steht exemplarisch für viele

weitere, teilweise namenlos gebliebene Widerstandskämpferinnen und Widerstandskämpfer, die den Mut hatten, das allgemeine Verhalten ihrer Zeit zu hinterfragen, die den Mut hatten, aus der Masse herauszutreten, sich bildlich gesprochen zu offenbaren, nicht Gewohnheiten zu folgen, sondern zu handeln.

Die Legitimation ihres Handelns konnten weder „zur Gewohnheit gewordene Verfahrensweisen“ sein, noch hatte ihr Handeln 1944 irgendetwas mit „allgemeinem Verhalten“ zu tun. Und die Männer des 20. Juli konnten sich nicht sicher sein, ob ihr Handeln gesellschaftlich anschlussfähig sein würde, ob es zum Umdenken anregen und ob es Nachfolger finden würde. Sie waren sich noch nicht einmal sicher, ob ihr Handeln vor ihren eigenen Wertvorstellungen – ethisch: „Du sollst nicht töten“ – und rechtlich: sie hatten einen Eid geschworen – bestehen könnte.

Die Evangelien überliefern Jesus von Nazareth als Sprechenden, vor allem aber

als Handelnden, als jemanden, der immer wieder zum Erstaunen seiner Mitmenschen und zum Ärger der Rechtshüter von „zur Gewohnheit gewordenen Verfahrensweisen“ abwich. Exemplarisch soll hier die Geschichte des Zöllners genannt werden, eines auf den ersten Blick mit Recht Ausgegrenzten, dem Jesus zur Verwunderung Aller freundschaftlich begegnete. Durch sein Handeln hat Jesus von Nazareth Verhaltensweisen nicht nur hinterfragt, sondern soziale Praktiken radikal irritiert. Und erst diese Irritationen, das Wissen um Routinen und Gewohnheiten, die durchbrochen werden müssen, machen Menschen kritik- und damit handlungsfähig.

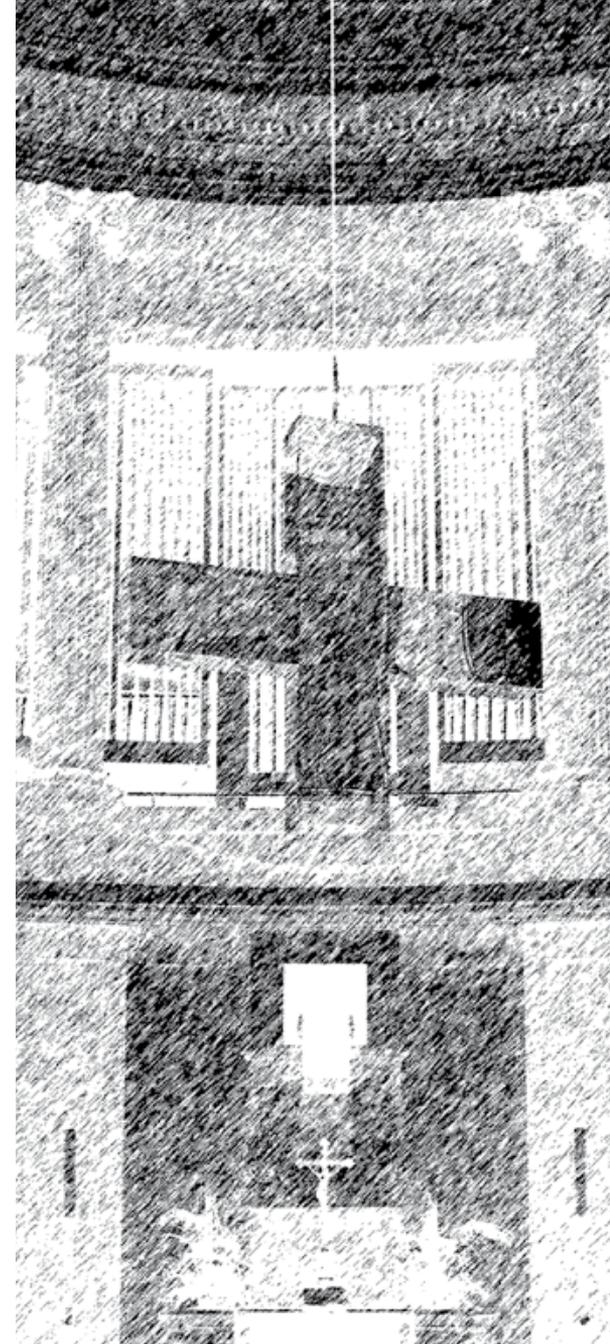
Aus einer solchen Perspektive ist die Bibel keine Ansammlung richtiger Verhaltensweisen und Gebote, sondern sie schärft unseren Blick dafür, das Gewohnte immer wieder kritisch zu hinterfragen, sich irritieren zu lassen und aus dieser Reflexivität unser Handeln abzuleiten im ständigen Ringen um eine Gesellschaft, die sich auf

Nächstenliebe, Gerechtigkeit und Freiheit gründet.

Aber „die Dinge sich selber überlassen“, schreibt Hannah Arendt, bedeutet den sicheren Ruin von Politik, Zivilisation und auch Kultur.

In den Seligpreisungen der Bergpredigt heißt es: Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn ihrer ist das Himmelreich.

Amen.



Der Philosoph und Biologe Prof. Dr. Reinhard Schulz predigt zum Thema

# Glaube und Wissen

und würdigt damit den in Oldenburg geborenen Karl Jaspers.

**„Der philosophische Glaube, der Glaube des denkenden Menschen, hat jederzeit das Merkmal, daß er nur im Bunde mit dem Wissen ist.“**

Karl Jaspers

**L**iebe Gemeinde,  
ich möchte heute über Glaube und Wissen zu Ihnen sprechen. Würde man in der Oldenburger Fußgängerzone Vorverständnisse abfragen, so würde die Mehrzahl der Passanten Glaube vermutlich mit dem christlichen Offenbarungsglauben und Wissen mit wissenschaftlichem Wissen in Verbindung bringen. Ich möchte nun in meiner Predigt mit ständiger Rücksicht auf Karl Jaspers dieses Vorverständnis philosophisch erschüttern.

**S**ie alle kennen das Märchen der Brüder Grimm Von einem der auszog, das Fürchten zu lernen. Noch so abstoßende Begebenheiten sind in diesem Märchen nicht in der Lage, dem Knaben auf seinem Wege das Gruseln zu lehren. Der dänische Philosoph Sören Kierkegaard interpretiert diese Situation in folgender Weise: „Sich ängstigen lernen, damit man nicht verloren ist, entweder weil man sich niemals geängstigt hat, oder weil man in der Angst versunken ist; wer aber sich recht ängstigen lernte, der hat das Höchste gelernt. [...] Sollte dagegen der Redende meinen, daß es das Große an ihm ist, sich niemals geängstigt zu haben, dann will ich ihn mit Freuden in meine Erklärung einweihen, dies komme daher, daß er äußerst geistlos sei.“<sup>1</sup>

Hiermit hat Kierkegaard helllichtig verdeutlicht, dass fehlende Angst ein Ausdruck von Dummheit ist und für einen Wegbereiter der Existenzphilosophie wie Sören Kierkegaard besteht von daher gesehen ein



<sup>1</sup> Sören Kierkegaard: Der Begriff Angst, Frankfurt am Main 1984, S. 141 ff.

enger Zusammenhang zwischen Angst, Bildung, Freiheit und Glaube. Der angstfähige Mensch sei erschrocken über seine Freiheit in Gestalt unendlicher Möglichkeiten und nur der christliche Offenbarungsglaube könne ihn von einer inneren Angst, die falschen Möglichkeiten zu ergreifen, befreien. Selbst wenn diese christliche Hoffnung auch heute noch für so manchen Gläubigen nichts von ihrer Überzeugungskraft eingebüßt haben sollte, stellt sich die Frage, ob in einer säkularisierten, durch Wissenschaft und Technik bestimmten Gesellschaft der Zusammenhang von Angst und Glaube auch noch anders gedacht werden kann. Daher verwundert es nicht, dass namhafte Philosophen des 20. Jahrhunderts wie Martin Heidegger, Karl Jaspers oder Jean-Paul Sartre die Angst in das Zentrum ihrer Philosophien gerückt haben. Da die Angst als Grundstimmung den Menschen unablässig mit der Gewissheit seines eigenen Todes konfrontiert, gewinnt die Zeitlichkeit und Geschichtlichkeit des Menschseins in

„unserem Zeitalter rastlosen Unglaubens“, so Karl Jaspers, eine immer größere Bedeutung. Zutiefst menschliche Befindlichkeiten dieser und anderer Art finden jedoch in dem unseren Alltag prägenden Expertenwissen der modernen Naturwissenschaften und Technik keinerlei Berücksichtigung. Doch kann Angst auch heute noch in der Weise bildend sein, in der Kierkegaard sich das vorgestellt hat? Der 1883 in Oldenburg geborene und lebenslang an Bronchiektasen leidende Karl Jaspers stellte fest: „Angst ist das Schwindligwerden und Schaudern der Freiheit, die vor der Wahl steht [...] Wo die Angst verschwindet, ist der Mensch nur noch oberflächlich.“<sup>2</sup> Laut Jaspers führe der Umgang mit dieser Angst in von ihm so bezeichnete „Grenzsituationen“, die zu einer persönlichen Bewährung und damit zum eigentlichen Menschsein führen können. Wie verhält sich dieser Befund aber zu der dieser Predigt übergeordneten Frage nach dem Verhältnis von Glaube und Wissen?

„Ohne den Verstand einzusetzen und auf dem Weg von Wissenschaft und Technik fortzuschreiten, kommen wir nach Jaspers den Gefahren des Zeitalters nicht bei. Doch Rettung komme nicht aus der Wissenschaft und Technik allein, sondern es müsse die Führung aus einem Ethos und aus dem Willen zur unbeschränkten Kommunikation hinzukommen. Darin liegt nach Jaspers der Sinn der Umkehr. Dass Vernunft sein soll, das ist der philosophische Glaube, zu dem Jaspers uns aufruft.“<sup>3</sup> Für Jaspers sind Wissenschaft und Technik unverzichtbare Bestandteile der modernen Gesellschaft, wobei Jaspers aber bezogen auf die Wissenschaft in einer zweifachen Weise von „Glaube“ spricht: einerseits in der negativen Variante des „Wissenschaftsaber Glaubens“ als Religionsersatz und andererseits in der positiven Variante des eben zitierten „philosophischen Glaubens“, der auf den „Vernunftglauben“ von Kant zurückgeht. Um nun ermitteln zu können, mit welchen gesellschaftlichen

<sup>2</sup> Karl Jaspers: Philosophie, Bd. 2, 3. Auflage. Berlin/Göttingen/Heidelberg 1956, S. 265; und ders.: Der philosophische Glaube, a.a.O., S. 67.

<sup>3</sup> Alfons Grieder: „Karl Jaspers: Philosoph im wissenschaftlich-technischen Zeitalter“. In: Reinhard Schulz, Giandomenico Bonanni, Matthias Bormuth (Hrsg.): „Wahrheit ist, was uns verbindet“. Karl Jaspers' Kunst zu philosophieren, Göttingen 2009, S. 453 f.

Widerständen dieser Vernunftglaube heute zu rechnen hat, lohnt sich ein Rückblick auf einen Text von Jürgen Habermas von 1968 mit dem Titel Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘, wo er Technik und Wissenschaft als neue Konfliktzonen „im System der durch Massenmedien verwalteten Öffentlichkeit“<sup>4</sup> identifiziert. Mit der „Verwissenschaftlichung der Technik“<sup>5</sup> gehe eine Entwicklung einher, bei der die gesamte Forschung zunehmend auf technisch verwertbares Wissen abgestellt werde und der wissenschaftliche Fortschritt nicht mehr ohne Weiteres mit zivilisatorischen Zielsetzungen in Einklang gebracht werden könne. Eine Politik der „Sachzwänge“ werde unter diesen Rahmenbedingungen zur Sozialtechnik und kommunikativ vermittelte Wertrationalität verliere zunehmend an Bedeutung. Dabei seien die immer mehr um sich greifenden unkritischen Anpassungstendenzen an die „manipulativen Zwänge der technisch-operativen Verwaltung“<sup>6</sup> die eine Seite, die

<sup>4</sup> Jürgen Habermas: Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘, Frankfurt am Main (1968), 5. Auflage 1971, S. 100.

<sup>5</sup> Ebd., S. 79. <sup>6</sup> Ebd., S. 83. <sup>7</sup> Ebd., S. 84.

andere, viel schlimmere, bestehe darin, dass die Menschen den Unterschied zwischen zweckrationalem technischem und durch Sprache vermitteltem Handeln nicht mehr erkennen können, denn: „Die ideologische Kraft des technokratischen Bewußtseins bewährt sich an der Verschleierung dieser Differenz.“<sup>7</sup>

Ein Beispiel: Bei der Nutzung der neuen Medien darf sich jeder von Ihnen selber fragen, ob die damit verbundenen vorher nicht gekannten und ständig wachsenden Möglichkeiten sowohl weltweiter wie alltäglicher Kommunikation die Menschen zusammenrücken lassen oder dabei neue Formen der Einsamkeit entstehen können? Wir verdanken Habermas´ Analyse des „technokratischen Bewußtseins“ zwei wesentliche Anknüpfungspunkte für die Frage nach dem wissenschaftlichen Aberglau-

ben im Unterschied zum philosophischen Glauben. Erstens: Durch die „verschleiernde“ Tendenz dieses Bewusstseins werden die automatischen Widerstände gegen den philosophischen Vernunftglauben im Sinne von Kant und Jaspers umso wahrscheinlicher. Zweitens: Im Hinblick auf die rettende Kraft, die Habermas der kommunikativen Vernunft zuschreibt, ließe sich fragen, ob diese nicht die motivierende Kraft des philosophischen Glaubens zusätzlich brauche. Obwohl Jaspers und Habermas beide in der Tradition der Transzendentalphilosophie Kants stehen, sind ihre Anknüpfungspunkte jedoch sehr verschieden. Während Habermas für seine Sprachauffassung ein Objektivierungsmodell nach Maßgabe der Naturwissenschaften mit einem „methodischen Vorzug gegenüber einer Subjektphilosophie“<sup>8</sup> vorschwebt, ist Jaspers’

<sup>8</sup> Jürgen Habermas: Nachmetaphysisches Denken: „Der intersubjektiven Gültigkeit von Beobachtungen kann man sich durch experimentelle Praxis, also durch geregelte Transformation von Wahrnehmungen in Daten vergewissern. Eine ähnliche Objektivierung scheint zu gelingen, wenn man die Analyse von Vorstellungen und Gedanken anhand der grammatischen Gebilde vornimmt, mit deren Hilfe sie ausgedrückt werden. Grammatische Ausdrücke sind etwas öffentlich Zugängliches, an ihnen lassen sich Strukturen ablesen, ohne daß man auf etwas bloß Subjektives Bezug nehmen müsste. Das Vorbild von Mathematik und Logik tat ein Übriges, um die Philosophie allgemein auf den öffentlichen Objektbereich grammatischer Ausdrücke zu verweisen. Frege und Peirce markieren den Wendepunkt.“ Frankfurt am Main 1988, S. 53 f.

vorherrschende Anknüpfung an Kant nicht in der Sprache, der Methode oder dem Wissen zu suchen. Er sieht diese vor allem in „der Unbedingtheit des in der Freiheit erfahrenen Sollens und des darin gegründeten Mutes im Nichtwissen“<sup>9</sup> begründet. Denn angesichts des hypothetischen, auf unentwegten Fortschritt ausgerichteten, Charakters der Naturwissenschaften wird der Philosophierende zum Glauben geführt. Nur darüber kann er sein schwindel- und angsterregendes Nichtwissen erfahren, aber auch die Unbedingtheit eigener Entschlüsse, die den einzigen Halt gegenüber der Relativität wissenschaftlichen Wissens bieten können.

„Glaube ist nicht Wissen; der in Konstruktionen vom Ganzen ausgesprochene Glaube läßt daher solches Wissen unbrauchbar sein in der politischen Wirklichkeit. Kants Antwort: In unserer menschlichen Situation können wir das Ganze des Ganges der Geschichte weder theoretisch einsehen noch praktisch planen. Wir können es nur in der

Idee gegenwärtig halten. Das den Glauben konstituierende Denken dient nicht einer Anwendbarkeit, sondern der Vergewisserung. Es hat nicht die Nützlichkeit eines verfügbaren Wissens, sondern die Wirksamkeit für meine Haltung im Ganzen, aus der das bestimmte politische Denken und Handeln entspringt.“<sup>10</sup>

Das folgende Orgelspiel kann ihnen nun zur Besinnung und Vergewisserung dienen. Nie zuvor hat sich die moderne Gesellschaft von der von Jaspers beschworenen Haltung der philosophischen Vergewisserung und Besinnung so weit entfernt wie in der heutigen Zeit. Der Wissenschafts- und Forschungsbetrieb ist heute vorwiegend auf „Anwendbarkeit“ und „Nützlichkeit“ nach dem Vorbild der Naturwissenschaften umgestellt worden. Die Studierenden werden durch konsekutive Studienstrukturen geschleust, in denen die Zeit zum „Philosophieren“ fehlt. Die Abhängigkeit der Universitäten von Politik und Wirtschaft wird täglich größer. Vor diesem

Hintergrund entfaltet der philosophische Glaube, den Jaspers 1948 in „Der philosophische Glaube“ begründete und 1950 in „Einführung in die Philosophie“, 1961 in „Chiffren der Transzendenz“ und 1962 in „Der philosophische Glaube“ angesichts der Offenbarung theoretisch weiterführte, erst sein volles kritisches Potential. Philosophischer Glaube ist ganz ohne Kult, ohne Sicherheit und ohne Glaubensgemeinschaft nur als persönliche philosophische „Vergewisserung“ möglich. Anders als im christlichen Offenbarungsglauben kann dieser Glaube nicht verbindlich festgelegt werden, hält Freiheit und Denken in einer paradox anmutenden schwebenden Gewissheit unendlich offen, kann aber dadurch zum eigentlichen Menschsein führen:

„Jene voreiligen Alternativen aber von Offenbarungsglaube oder Nihilismus, von totaler Wissenschaft oder Illusion dienen als Kampfmittel zum ängstigen der Seelen, um sie ihrer gottgeschenkten Selbstverantwortung zu berauben und unterwürfig zu

<sup>9</sup> Karl Jaspers: Die großen Philosophen, München 1988, 6. Auflage 1991, S. 581.

<sup>10</sup> Ebd., S. 580.

machen. Sie zerreißen die menschlichen Möglichkeiten in Gegensätze, zwischen denen das eigentliche Menschsein ausfällt.“<sup>11</sup> Angst und Selbstverantwortung sind für Jaspers zwei Seiten derselben Medaille. Eine gänzlich individualisierte Gesellschaft, als welche sich die moderne Gesellschaft gerne beschreibt, ist unter dem Diktat von Konkurrenz, Kommerz und Konsum auch eine angstbesetzte Gesellschaft. Weil die Angst vor Erfolglosigkeit, Einsamkeit, Verlust, Gebrechlichkeit, Krankheit oder Tod ständige Wegbegleiter sind, nehmen die Sorgen vor der Zukunft zu. Kein Wunder, dass unter den Bedingungen der Konkurrenzangst auf globalen Märkten wissenschaftliches Wissen als Wettbewerbsfaktor, strategische Ressource und veräußerliches Gut eine immer größere Rolle spielen. Die Redeweise von der „Wissengesellschaft“ kann deshalb ihre propagandistische Kraft in weiten Teilen der Gesellschaft kritiklos entfalten. Der hohe Vernetzungsgrad und der interdisziplinäre Charakter des modernen Wissens

suggestieren ein immer weiteres Zusammenrücken aller Mitglieder der modernen Gesellschaft und das Bewusstsein immer größerer gegenseitiger Abhängigkeit. Diese Abhängigkeit ist jedoch keine frei gewählte, sondern eine von den gesellschaftlichen Verhältnissen aufgezwungene kapitalistische Struktur, die das Bewusstsein und die Verhaltensweisen der Menschen schrittweise verändern kann.

Ein Beispiel: Der moderne Konsument entwickelt ganze neue Formen der Skrupellosigkeit, indem für den Erwerb eines neuen Produktes zunächst die Ratschläge und das Vertrauen des städtischen Verkaufspersonals in Anspruch genommen werden, um dann jedoch den günstigeren Kauf zu Hause per Mausclick zu tätigen.

Jenseits eines solchen unmoralischen Konsumwahns, Stress erzeugender Effizienz im Berufsalltag, der Eventisierung der Freizeit sowie der immer schnelleren Abrufbarkeit von Wissensbeständen in weltweiten

Datennetzen käme es daher heute mehr denn je darauf an, intellektuelle Selbständigkeit und Selbstbildung als neue Formen der von Jaspers eingeforderten persönlichen Vergewisserung nicht aus den Augen zu verlieren. Denn nur so kann die Möglichkeit zur angstfreieren Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Ideen und Denkformen, kulturellen Formen der Religionen und Künste sowie Kritik- und Urteilsfähigkeit, Selbstverantwortung, Sozialkompetenz, reflektierte Fremd- und Selbstwahrnehmung, interkulturelles Verstehen und die Anerkennung des Anderen nachhaltig gefördert werden. Alle diese Anforderungen stehen jedoch in einem engen Zusammenhang mit Jaspers' Vorstellung vom philosophischen Glauben:

„Der philosophische Glaube ist unlösbar von der restlosen Kommunikationsbereitschaft.“<sup>12</sup> So wird die Kommunikation zum alternativlosen Mittel gegen jede Form von Angst, Gewalt, Misstrauen, Zerrissenheit und Hoffnungslosigkeit und schafft das nö-

<sup>11</sup> Karl Jaspers: Der philosophische Glaube, a.a.O., S. 10.

<sup>12</sup> Ebd., S. 129

tige Vertrauen gegenüber der scheinbaren Sinnlosigkeit der alltäglichen Ereignisse durch ihre verbindende Kraft. „Ohne diesen Glauben bleibt die bloß empirische Betrachtung vor der Sinnlosigkeit im Ganzen stehen.“<sup>13</sup>

Es ist zu befürchten, dass es in einem wissenschaftlich-technischen Zeitalter an einem solchen Vertrauen des Menschen grundsätzlich mangelt, weil der vernünftige Glaube des Menschen und seine Zeitgebundenheit durch den unvernünftigen Glauben an angebliche wissenschaftliche „Wahrheiten“ zunehmend verdrängt wird. Wie sonst ist es zu erklären, dass die Lebenswissenschaften über Bio- und Gentechnologien, künstliche Intelligenzforschung, Neuroimplantate und „human enhancement technologies“ (HET) auf der ehrgeizigen Suche nach einem Übergang von den Neuro- zu Bewusstseinstechnologien sind, um an einer transhumanistischen Überwindung der Geschöpflichkeit des Menschen zu arbeiten. Dabei bleibt

völlig ungeklärt, welchen Preis wir eines Tages für einen solchen Wandel zu zahlen haben. Denn bei der Aufhebung aller Grenzen der Manipulierbarkeit bleibt unsere vernünftige Unterscheidungsfähigkeit zwischen wahren und falschem Wissen, wahren und falschem Handeln, wahren und falschem Glauben selbst nicht unberührt. Dabei kann nicht ausgeschlossen werden, dass Grunderfahrungen unseres Menschseins wie Tod, Leiden, Kampf, Zufall und Schuld, durch die laut Jaspers in Grenzsituationen „das Subjekt durch radikale Erschütterung seines Daseins zur Existenz erweckt“<sup>14</sup> werden kann, in absehbarer Zukunft für den Menschen unverständlich werden könnten. Versorgungstechnisch domestiziert können wir dann vielleicht zwischen einer angepassten und einer unangepassten Einstellung unseres Körpers und unseres Bewusstseins nicht mehr unterscheiden. Grenzsituationen würden sich dann nur noch da ergeben können, „wo sich eine existenzielle Lücke als Folge fehlerhaf-

ter physischer und psychischer Programmierung auftut.“<sup>15</sup>

Ein Beispiel: Aufgrund der demografischen Entwicklung steht die Gesundheitsindustrie vor einer goldenen Zukunft und die Entwicklung immer neuer Versorgungstechniken kennt keine Grenzen. Alle Angebote sind dabei an der ambivalenten Schnittstelle von Fürsorge und Kontrolle, von existentieller Not und Anpassung, von humaner Zuwendung und technischem Know-how angesiedelt. Hoffnung und Glaube an eine neue technische Errungenschaft kann sich dann schnell als ein Zugleich von Fluch und Segen entpuppen, welches man dem neu angepriesenen Produkt gar nicht ansehen konnte.

Über die Dramatik eines solchen Szenarios wird vollends deutlich, worin der über Kant bei Jaspers inspirierte Glaube an den Menschen und seine Vernunft zu suchen ist. Es geht dabei nicht um den empirischen Menschen, über den die Lebenswissenschaften tagtäglich neue naturwissenschaftliche

<sup>13</sup> Karl Jaspers: Die großen Philosophen, a.a.O., S. 576.

<sup>14</sup> Karl Jaspers: Philosophie, Band 1, Berlin 1932; zit.: 3. Auflage Berlin/Göttingen/Heidelberg 1956, S. 56.

<sup>15</sup> Gerald Hartung: Philosophische Anthropologie, Stuttgart 2008, S. 120.

Details ans Licht bringen, es geht auch nicht um den realen Menschen, der sich tagtäglich weltweit den politisch-gesellschaftlichen Herausforderungen mehr oder weniger gut gewachsen zeigt, und es geht auch nicht um gesellschaftliche Eliten, die trotz vielfältiger Krisen neuerdings glauben, die Geschicke der Menschheit über Wissenschaft, Wirtschaft und Politik und deren „Vernetzung“ steuern zu können. Worum es allein gehen kann, ist „die Idee des Menschen in jedem Menschen“ in seinen begrenzten geschichtlichen Möglichkeiten, denn „An den Menschen zu glauben, ist Voraussetzung, um an den Sinn der Geschichte zu glauben, und daher sittlich-politisch handeln zu können.“<sup>16</sup> Jaspers hatte als Mediziner, Philosoph und politischer Schriftsteller eine sehr genaue Vorstellung von dem Unterschied zwischen Glaube und Wissen. Er wusste, dass noch so erfolgreiche wissenschaftliche Naturbeherrschung die dem Menschen sich immer wieder neu stellenden Orientierungsfragen nicht

<sup>16</sup>Karl Jaspers: Die großen Philosophen, a.a.O., S. 576.

beseitigen kann. Es gilt daher abschließend festzuhalten: Umso mehr über den Menschen wissenschaftlich-technisch in Erfahrung gebracht wird, desto mehr muss an die menschliche Vernunft und damit an den Menschen geglaubt werden, wenn man nicht dem Wissenschaftsaberglauben zum Opfer fallen will. Ein abschließendes Jaspers-Zitat aus „Der philosophische Glaube“ fasst zusammen, was mir heute in meiner Predigt besonders wichtig ist: „Der philosophische Glaube hat als unerlässliches Moment die Vernunft [...]. Die Vernunft macht weit in der Hellhörigkeit, biegsam in der Kommunikationsbereitschaft, verwandlungsfähig in neuen Erfahrungen, aber dies alles nur geborgen in einem Grunde, unbeirrbar in Treue, lebendig in gegenwärtig wirksamer Erinnerung an alles, was ihr einmal wirklich war. [...] Vernunft fordert grenzenlose Kommunikation, sie ist selbst der totale Kommunikationswille [...] Gestalt des Offenbarwerdens der Wahrheit in der Zeit. [...], der philoso-

<sup>17</sup>Karl Jaspers: Der philosophische Glaube, a.a.O., S. 38-40.

phische Glaube, den man auch Glauben an Kommunikation nennen kann.“<sup>17</sup> Ich danke Ihnen für ihre Aufmerksamkeit und dass sie heute alle hierhergekommen sind. Wenn sie nach dieser Predigt weiteres Interesse an dem Thema „Glaube und Wissen“ gefunden haben sollten, dann möchte ich sie herzlich zu meiner Ringvorlesung zu diesem Thema in diesem Semester einladen, die an jedem Montag von 10-12 Uhr mit einem jeweils anderen Referenten oder einer anderen Referentin im Bibliothekssaal der Universität stattfinden wird und deren Themen in der Nordwest-Zeitung angekündigt werden. Ich wünsche Ihnen einen schönen Sonntag und freue mich auf ein baldiges Wiedersehen.

**Amen.**

# Haben wir Gutes empfangen und sollten wir Böses nicht auch annehmen?

**L**iebe Gemeinde,  
ich möchte Ihnen den Men-  
schen Hiob näher vorstellen:  
Hiob ist ein Mann, der alles erreicht  
hat, was er sich wünschen kann.  
Was ihm gehört, kann er kaum noch  
überblicken. Riesige Felder, Weinber-  
ge, Hügel und mehrere Dörfer sind in  
seinem Besitz. Viele Bauern arbeiten  
bei ihm und betreuen Land und Vieh.

**H**iob sorgt gut für die Menschen und er ist sehr fromm. Täglich dankt er Gott mehrmals für das Glück, das er erleben darf. Das Wichtigste für Hiob ist seine Familie. Er hat zehn Kinder, die gut versorgt sind. Aber eines Tages im Frühling verändert sich das Leben für Hiob. Ein Bauer stürzt auf sein Haus zu und ruft verzweifelt: „Hiob, Banditen haben heute Nacht den Hof überfallen, auf dem ich arbeite. Sie haben alles Vieh gestohlen und den Hof in Brand gesetzt. Alle Menschen starben, nur ich habe überlebt und komme, es dir zu melden.“ Hiob lässt die Banditen suchen und will dem Bauern neue Arbeit geben, doch der zieht weg. Im Sommer wird es heiß und Hiobs Felder trocknen aus, das Wasser im Fluss gerinnt und wird zu wenigen faulen Tümpeln. Die ganze Ernte verdorrt. Die Bauern melden, dass ihre Arbeit in diesem Jahr keine Ernte gebracht hat. Im Herbst kommen die Viehzüchter und



beklagen, dass viele Tiere an einem unheilbaren Fieber erkrankt sind. Viele sterben und man kann nichts dagegen tun. Hiob bleibt geduldig und verteilt dennoch Löhne. Hiobs Kinder trösten ihn und machen sich dann auf, um ein großes Fest zu feiern. Hiob ist noch nicht zum Fest aufgebrochen, da sieht er in der Ferne ein großes Feuer lodern. Einer seiner Leute kommt herbei und berichtet, dass ein großes Feuer ausgebrochen sei und kaum ein Mensch dieses überleben werde. So steht Hiob im Winter am Grab seiner zehn Kinder.

Nach einigen Wochen erkrankt Hiob selbst sehr schwer und die Menschen fliehen vor ihm.

Die zentrale Frage, die mit Hiobs Leben verbunden ist, lautet: Wie kann es sein, dass der gerechte und gütige Gott es duldet, dass guten und frommen Menschen wie Hiob derartiges Leid widerfährt. In dieser Frage wird die Theodizee-Problematik, die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes angesichts einer unvollkommenen, von

Naturkatastrophen, Seuchen, Kriegen und vielfältigem Leid heimgesuchten Lebenswirklichkeit gestellt.

Wie kann Gott angesichts des Bösen in der Welt zugleich allmächtig und gut sein?

Müsste die Welt nicht, wenn er allmächtig und gut wäre, vollkommen sein? Kann also nur die Welt der Vollkommenheit und ungetrübten Harmonie Gott demonstrieren? Lassen Sie uns dieses Gedankenexperiment machen: Was für ein Gott wäre das, was für eine Welt, was für ein Mensch, der keine Brüche, Risse, Spannungen, Kämpfe und Leiden und Tränen kennen würde? Ist uns eine solche Vollkommenheit überhaupt vorstellbar? Und wäre sie überhaupt wünschenswert? Gefangen in vollkommener Harmonie, in sich selbst kreisend. Wäre es nicht eine Welt der Langeweile und Langweiler, der Leidenschaftslosen, Degenerierenden? Verführt das Vollkommene nicht geradezu dazu, Gott in Vergessenheit geraten zu lassen?

Wir gelangen also zu dem Schluss, dass

Gottes Vollkommenheit und Güte nicht zwangsläufig zur Folge hat, dass die Welt vollkommen sein muss.

Aber welche Antwort bleibt dann auf die Frage, warum Gott Leid in der Welt zulässt.

Mindestens vier Antworten wären denkbar:

1. Gott hat die Welt geschaffen und sich danach aus dem Wirken zurückgezogen.
2. Gott hat verschiedene Seiten. Mal ist er ganz nah, mal scheint er weit weg zu sein. Warum Gott Leid zulässt, bleibt für uns unerklärlich.
3. Leiden ist eine Folge dessen, dass der Mensch sich von Gott entfernt hat und Schuld auf sich geladen hat. Wir sprechen im theologischen Sinne von einem Tun-Ergehen-Zusammenhang. So wird Hiob von seinen Freunden vehement aufgefordert, seine Schuld zuzugeben, sich seiner Sünden und Gottesferne zu bekennen.
4. Der Philosoph Hans Jonas liefert uns die vierte Antwort. Er stellt diese Frage ganz unter den Titel „Der Gottesbegriff nach Auschwitz.“ Jonas erinnert angesichts des

Leides, das wir mit Ausschwitz verbinden, an den jüdischen Gedanken eines mit den Menschen und mit der Schöpfung mitleidenden Gottes, der sich schon in der mittelalterlichen jüdischen Mystik finden lässt. Die Kabbala spricht von einem mitleidenden Gott, der am Schicksal der Menschen teilnimmt. Auch die mittelalterliche christliche Mystik spricht von einer Teilnahme Gottes am Schicksal der Menschen. Im Trostbuch Meister Eckharts heißt es: Ist mein Leiden in Gott, leidet Gott mit, wie kann mir dann das Leiden ein Leid sein? Die neuzeitliche christliche Theologin Dorothee Sölle hat den Gedanken des innerweltlichen Mitleidens Gottes wiederentdeckt, in dem sie das Kreuz Christi als Symbol für das Mitleiden Gottes mit den Menschen deutet.

## **2. Teil**

Die zweite zentrale Frage, die mit der Geschichte Hiobs aufgeworfen wird, betrifft den Umgang mit Leid und Leiden. Wie geht Hiob mit dem ihm zugefügten

Leid um? Im Hauptteil des Hiob-Buches wird davon berichtet, dass Hiob Gott Ungerechtigkeit vorwirft und ihn am liebsten verklagen will. Obwohl ihn seine Frau auffordert, Gott gar zu verfluchen, bleibt Hiob letztendlich doch gottestreu und gottergeben. Er repräsentiert damit die Unerschütterlichkeit des Glaubens selbst angesichts existentieller Herausforderungen. So heißt es in Hiob 2.10: Nehmen wir das Gute an von Gott, sollen wir dann nicht auch das Böse annehmen?

Hiob nimmt das Böse, das Leidvolle an. Hat er eine Wahl? Nein, ihm wird alles genommen. Er hat keine Wahl im Umgang mit dem Leid – er kann es nicht beeinflussen. Er kann sich nur an Gott wenden, der ihm zur Seite stehen kann.

Ich möchte nun unter dem Aspekt Umgang mit Leid einen Blick auf denjenigen Hiob werfen, den Josef Roth in seinem Werk „Hiob-Roman eines einfachen Mannes“ beschreibt. Damit möchte ich ein zweites Fenster öffnen.

Mendel Singer repräsentiert Hiob. Mendel Singer war ein frommer, gottesfürchtiger und gewöhnlicher Ostjude, der mit seiner Familie während der zwei Weltkriege in einem Ort nahe der russisch-polnischen Grenze wohnte. Seine Frau Deborah gebar ihm drei gesunde und starke Kinder, zwei Jungen und ein Mädchen. Das vierte Kind, Menuchim, wurde mit Epilepsie geboren. Mit ihm, so beschreibt Roth, kehrte das Leid in die Familie ein. Deborah sorgte sich sehr um Menuchim, Mendel Singer betete eingehend und lange zu Gott und bat diesen um Hilfe. Als nun eines Tages ein Arzt die Familie aufsuchte, riet er dieser, Menuchim in ein Krankenhaus zu geben, um ihn kostenlos behandeln zu lassen. Während sich Mendels Frau sofort bereit erklärte, dieses Angebot anzunehmen, wurde es von Mendel mit den Worten verworfen, dass kein Doktor Menuchim helfen könne, wenn Gott es nicht will. Lieber soll Menuchim in einem jüdischen Haus aufwachsen, als sich den Gepflogenheiten eines Krankenhauses

auszusetzen. Mendel lehnt diese Möglichkeit, dem Leid medizinisch entgegenzuwirken, entschieden ab, und ergibt sich in sein Schicksal wie es Hiob einst getan hat. Allerdings gibt es hier einen wesentlichen Unterschied. Während Hiob keine Chance hatte, keine Wahl hatte und sein Schicksal annehmen musste, hat Mendel Singer die Wahl. Er könnte das Angebot, das aus den Errungenschaften der Medizin resultiert, annehmen. Aber er tut es nicht.

Wie geht Mendel Singer mit dem Leid, das durch Menuchims Krankheit in das Haus Singers kommt, um? Sowohl Mendel Singer als auch seine Frau erlegen sich selbst harte Proben auf: Mendel beschließt, Gottes Hilfe für seinen Sohn zu erflehen, indem er zwei Mal in der Woche fastet und tiefer, länger und intensiver zu Gott betet. Seine Frau Deborah nimmt sich vor, auf den Friedhof zu pilgern, um die Gebeine der Ahnen anzurufen, um ihre Fürsprache für den Allmächtigen zu erhalten. Allein, Menuchim wird nicht gesund. Das Leid lastet schwer auf der

Familie.

Nun bot sich eines Tages die Gelegenheit, dem Sohn, der wie so viele Menschen zur damaligen Zeit nach Amerika desertiert war, zu folgen. Amerika erscheint das gelobte Land zu sein, das Reichtum, Wohlstand und Wohlergehen verspricht. Aber, der Weggang aus dem eigenen „Stedtl“ würde bedeuten, Menuchim zurückzulassen, würde bedeuten, einen Neuanfang zu haben. An dieser Stelle des Lebens hat Mendel erneut die Wahl, die Wahl zwischen dem gelobten Land Amerika, das Reichtum und Wohlergehen verspricht, und der Gottergebenheit, die bedeuten würde, im Stedtl bei Menuchim zu bleiben. Mendel Singer folgt seinen Glücksansprüchen, die ihn in das sozialreformerische und revolutionäre Amerika führen.

Allein, es gelingt ihm letztendlich nicht, das Leid hinter sich zu lassen. Nein, ganz im Gegenteil, wird das Leid um so größer, je mehr er versucht, es hinter sich zu lassen. Ein Sohn stirbt im Krieg, der zweite

ist verschollen, seine Frau Deborah stirbt vor Gram und seine Tochter wird verrückt. Über all dem schwebt täglich der Gedanke an den zurückgelassenen Sohn Menuchim. Der eingeschlagene Weg, der versprach, das Leid abzuwerfen, hat sich herausfordernd und schwieriger erwiesen als der Weg, das Leid anzunehmen.

Roth schließt seine Erzählung mit einem unerwarteten Ende, das an ein Wunder erinnert: Menuchim wurde nach dem Weggang seiner Eltern von einem Arzt aufgenommen, behandelt und geheilt. Er trifft in Amerika auf seinen Vater und versöhnt sich mit ihm.

Mendel Singer hatte die Wahl: Er hat sich gegen die Medizin entschieden, die seinem Sohn letztendlich geholfen hat. Er hat sich zu Gunsten seines vermeintlichen Glücksanspruches gegen seine Gottergebenheit entschieden und dadurch persönliches Leid vermehrt.

### **3. Teil**

Ich möchte ein drittes Fenster öffnen: Wie

gehen wir heute mit Leid um, angesichts neuer medizinischer Technologien, die uns das frühzeitige Diagnostizieren veränderter Gene ermöglichen, und somit versprechen, Leid zu vermeiden?

Schauen wir uns dazu ein aktuelles Beispiel aus einer Praxis der Reproduktionsmedizin in Oldenburg an. Herr und Frau Fischer sind Anfang 30. Sie wünschen sich sehnlichst ein eigenes Kind. Allerdings haben beide in ihrer Familie Verwandte, die von der genetisch bedingten Stoffwechselerkrankung Mukoviszidose betroffen sind, so dass eine ca. 25%ige Wahrscheinlichkeit besteht, dass auch ihr Kind erkranken wird. Beide haben den Umgang mit dem Krankheitsbild der Mukoviszidose als sehr leidvoll empfunden und wünschen sich, dass ihr Kind nicht von der Krankheit betroffen ist. In der Reproduktionsmedizinischen Praxis erfahren sie, dass es seit kurzem in Deutschland erlaubt ist, einen Embryo im Reagenzglas zu zeugen, ihn anschließend hinsichtlich seiner Gene zu testen, um vor

dem Beginn einer Schwangerschaft festzustellen, ob der Embryo die veränderten Gene aufweist oder nicht. Ist der Embryo auffällig, wird er verworfen, d.h. er wird sterben. Ist der Embryo unauffällig, so kann er Frau Fischer in die Gebärmutter gespült werden und es besteht eine ca. 30%ige Wahrscheinlichkeit, dass das Wunschkind geboren wird.

Herr und Frau Fischer verlassen die Praxis sehr verunsichert. Sie müssen sich entscheiden. Die PID bietet die Möglichkeit, Embryonen gezielt zu selektieren, um dem Kind, aber auch den Eltern Leid zu ersparen und die Aussicht auf ein glückliches und erfülltes Leben mit einem genetisch verwandten Kind zu ermöglichen. Aber gleichzeitig müssen Embryonen erzeugt und hinsichtlich ihrer genetischen Ausstattung selektiert werden, die gleichzeitig ebenfalls ihre eigenen Kinder wären. Damit berührt die PID zentrale ethische Werte des abendländischen Denkens und es entfaltet sich seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert ein

kulturell und religiös zuvor unbekannter Wert- und Zielkonflikt, nämlich zwischen dem Wert des Embryos und dem Wert des Wohlergehens der Eltern bzw. des Wunschkindes.

Persönliches Wohlergehen, dass sowohl mit der Gesundheit des Wunschkindes als auch mit dem Glücksstreben der Wunscheltern in Verbindung zu bringen ist, ist ein ethischer Wert, der zu den fundamentalsten unserer Gesellschaft zählt und der utilitaristischen Denkrichtung zuzuordnen ist. Medizin und Forschung stehen in der Pflicht, die Gesundheit von Menschen zu schützen und stets daran zu arbeiten, neue und effektive Technologie weiterzuentwickeln, um das persönliche Wohlergehen zu fördern. Wir alle sind stets danach bestrebt, ein gutes Leben zu führen.

Den anderen Pol des aktuellen Wert- und Zielkonfliktes bildet der Eigenwert von Embryonen. Hieraus resultiert der Wertkonflikt Förderung des Wohlergehens der Eltern bzw. des Wunschkindes versus

Eigenwert des Embryos.

Die entscheidende Frage lautet in diesem Zusammenhang: Welchen Wert hat ein Embryo?

Ich möchte an dieser Stelle nur kurz zwei zentrale Positionen zu diesem ethischen Konfliktfeld vorstellen.

Auf der einen Seite steht die Position des kompromisslosen Schutzes früher Embryonen, wie sie heute von der katholischen Kirche, aber auch von einigen Vertretern der evangelischen Kirche sowie von zahlreichen Philosophen und Ethikern vertreten wird, wie z.B. Johannes Rau, Jürgen Habermas oder aber auch dem langjährigen Vertreter der Bundesärztekammer, Jörg Dietrich Hoppe. Vertreter dieser Position betonen, dass dem Embryo von Anbeginn an, d.h. von der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle, absoluter Schutz zustehe und er im Besitz der Menschenwürde sei. Der Embryo hat von diesem Zeitpunkt an aufgrund seiner genetischen Ausstattung die Potentialität, sich weiterzuentwickeln. Gleichzeitig wird

betont, dass diese Entwicklung kontinuierlich ohne jeglichen weiteren Einschnitt stattfindet. Als weiteres Argument wird angeführt, dass mit der Verschmelzung von Ei- und Samenzelle bereits ein Individuum vorliegt. Zusammenfassend wird betont, dass es an keinem weiteren Zeitpunkt des menschlichen Lebens eine vergleichbare Zäsur möglich wäre.

Auf der anderen Seite steht die Position des abgestuften Schutzes früher Embryonen, die betont, dass der Schutz des menschlichen Embryos abhängig ist vom Entwicklungsgrad desselben. Diese Position wird sowohl von Vertretern der evangelischen Kirche als auch von Philosophen und Ethikern vertreten und wird in Ländern wie z.B. Großbritannien, Australien, Israel und den USA herangezogen, um Forschung an menschlichen Embryonen zu rechtfertigen. Die Vertreter dieser Position unterscheiden sich darin, dass für den abgestuften Schutz unterschiedliche Entwicklungskriterien herangezogen werden. Dabei dominiert die

Denkrichtung, dass mit der Einnistung des Embryos in die Gebärmutter menschliches Leben schützenswert sei. Vertreter anderer Richtungen ziehen als Kriterien für die Schutzwürdigkeit des menschlichen Lebens das Schmerzempfinden des Embryos, das Einsetzen des Herzschlages, das Erkennen des menschlichen Antlitzes oder gar das Auftreten menschlicher Interessen heran. Um die Frage nach der Schutzwürdigkeit menschlicher Embryonen wird sich auch weiterhin eine kulturell und religiös geprägte Diskussion entfalten. Festzustellen bleibt in diesem Zusammenhang mit Blick auf das Ehepaar Fischer, dass neue Technologien wie die PID zwar versprechen, Leid zu mindern und Wohlergehen zu fördern. Aber zuallererst stellen sie Menschen wie Herrn und Frau Fischer vor eine große Herausforderung, nämlich diejenige, eine Entscheidung zu treffen, die nicht leidlos ist. Egal, wie sich die beiden entscheiden, eine Seite wird verletzt. Allein der Verzicht auf ein eigenes Kind würde aus dem Dilemma

helfen. Ungewollte Kinderlosigkeit wiederum kann ebenso als sehr leidvoll empfunden werden. Was wiegt mehr: Die Aussicht auf ein Leben mit einem gesunden Kind im Hinblick auf die Mukoviszidose oder das Recht auf Leben der Embryonen, die dafür gezeugt werden müssen? Es gibt keine einfache Antwort, es gibt kein Richtig oder Falsch. Jeder Entscheidungsträger muss eigenverantwortlich und gut begründet ein Urteil fällen, mit dessen Konsequenzen er leben kann.

Vergleichen wir die Situation mit derjenigen von Hiob und Mendel Singer. Hiob hatte keine Wahl, er wurde nicht vor die Frage gestellt, welcher Weg der leidvollere sein mag. Das Leid traf ihn unverhofft und schmerzhaft, wie es oft im Leben passiert. Ihm blieb allein der Weg zu Gott, der ihm letztendlich tröstend zur Seite stand. Mendel Singer hatte eine Wahl. Er entschied sich für das glückversprechende Amerika und ließ das Leid in der vermeintlichen Hoffnung hinter sich, dieses zu

vergessen.

Heute stehen wir angesichts neuer Technologien, wie z.B. durch die genetische Diagnostik, die bereits vor dem Eintritt einer Schwangerschaft bis hin zum Tod einen Einblick in die Gene und die damit verbundenen möglichen Schicksale ermöglicht, vor einer großen Auswahl an Handlungsmöglichkeiten, die unser Schicksal beeinflussen können.

Mögen wir uns immer wieder vor Augen führen, dass der Umgang mit diesen kein einfacher ist und uns immer wieder vor die Frage stellt: Was darf der Mensch?

Es gibt keine allgemeingültige Antwort auf diese Frage. Jeder Mensch muss in Anlehnung an sein Gottes- und Menschenbild selbst entscheiden, welches Leid er tragen kann und wo eine Grenze übertreten wird. Abschließen möchte ich mit einem Zitat einer jungen Frau, die wir im Rahmen einer Studie zu ihrer Einstellung zur PID befragt haben:

„Wenn meine Eltern die Möglichkeit der

PID gehabt hätte, ich weiß nicht, ob sie diese genutzt hätten. Ich weiß nur, dass ich auch angesichts eines Lebens mit Muko glückliche Tage erlebe. Die überwiegen gegenüber den dunklen Tagen eindeutig. Ich lebe einfach gern.“

**Amen.**

Ist jemand in Christus,  
so ist er eine neue  
Kreatur; das Alte ist  
vergangen, siehe Neues  
ist geworden

**L**iebe Gemeinde,  
beim ersten Lesen klingt das  
für mich wie ein großes Ver-  
sprechen, das uns hier von Paulus in  
seinem 2. Brief an die Korinther-  
Gemeinde gegeben wird. Alles wird  
neu. Vielleicht auch: Alles wird gut.  
Wir müssen nur an Christus glau-  
ben, schon sind wir ein anderer, ein  
besserer, Mensch.

**D**ieses Versprechen ist gerade in der  
Adventszeit präsent, während wir auf  
die Geburt Christi warten und dieses War-  
ten zelebrieren mit Adventskränzen oder  
Adventskalendern. Jede Woche zünden wir  
eine neue Kerze an, und jeden Tag dürfen  
wir ein neues Türchen öffnen. „Das Alte ist  
vergangen, siehe Neues ist geworden.“ – Das  
Versprechen, dass alles gut wird, spiegelt  
sich in glänzenden Kinderaugen spätestens  
beim Krippenspiel an Heiligabend.

Der Wissenschaftlerin in mir erscheint  
diese Interpretationsweise etwas zu ein-  
fach. An etwas glauben, und schon soll alles  
anders und besser sein? Die Veränderungen  
geschehen von selbst? Ist das nicht eine zu  
passive Lesart dieser Bibelstelle? In der Wis-  
senschaft hängt Veränderung immer auch  
mit Arbeit, mit Bemühung, mit Anstren-  
gung zusammen. Diese fehlt jedoch in der  
Bibelstelle.

Aber auch aus dem nicht-wissenschaftli-  
chen Kontext fallen mir andere Situationen  
ein, in denen ich Veränderungen nicht



nur positiv wahrnehme. Wenn ich einen guten Freund nach langer Zeit wiedersehe und ihn kaum wiedererkenne, dann ist das nicht unbedingt positiv und gut. Dann fehlen mir vielleicht Eigenschaften, die ich zuvor an ihm gemocht habe. Vielleicht empfinde ich ihn plötzlich als oberflächlicher, oder es passt jetzt einfach nicht mehr so richtig mit uns. Wenn jemand über einen alten Freund sagt: „Er ist kaum wiederzuerkennen“, hat das also nicht nur einen positiven Geschmack, der hier in der Bibelstelle so stark durchklingt, sondern oft auch etwas Wehmütiges. Es beinhaltet, dass etwas Gewohntes nicht mehr so ist wie zuvor – und das verwirrt und verunsichert uns erstmal.

Oder die Geburt meines Sohnes vor fast eineinhalb Jahren. Wie bei vielen von Ihnen bestimmt auch, hat das erste Kind das Leben von meinem Mann und mir gehörig durcheinander gewirbelt. „Das Alte ist vergangen, siehe Neues ist geworden“, kann ich in diesem Kontext nur bestäti-

gen. Das Neue ist sehr besonders und sehr schön, aber es gibt auch Altes, dem ich in manchen Momenten hinterhertrauere: Nächte, in denen ich durchschlafen darf; die Selbstverständlichkeit, mit der ich zuvor meine Zeit selbst einteilen konnte; einfach mal eine ruhige Stunde, in der ich ein Buch lesen kann. Auch in diesem Fall ist das Neue nicht nur eine Erlösung, sondern manchmal auch etwas unbequem – und vor allem eine neue Situation, in die wir erst einmal hineinwachsen müssen.

Diese beiden Seiten von Neuem möchte ich nun mit Ihnen aus Sicht der Innovationsforschung, meinem Forschungsgebiet, näher beleuchten. Innovation ist an sich einfach etwas „Neues“. Das kann ein komplett neues Produkt, eine neue Entwicklung sein – wie vor über 100 Jahren die Erfindung des Autos. Es kann auch eine Kombination aus vorhandenen Technologien sein, wie ein Handy, das nicht mehr nur telefonieren, sondern gleichzeitig auch im Internet surfen kann. Beide Arten von

Neuerungen werden in unserer schnelllebigen Welt hochgeschätzt. Innovation ist ein positiv konnotiertes Wort. Wenn wir „Innovation“ hören, liegt ein Versprechen in der Luft, dass nun alles besser, einfacher, leichter wird.

So werten auch Unternehmen Innovation. Insbesondere für große, aber zunehmend auch für kleine und mittlere Unternehmen ist es eine Überlebensnotwendigkeit, immer wieder neue Produkte auf den Markt zu bringen. Sie müssen sich auf dem Markt behaupten, wollen „auf dem Stand der Dinge“ sein, der Zeit folgen oder ihr am besten voraus sein. Hierfür ist es immer wieder notwendig, neue Produkte auf den Markt zu bringen, alte Produkte zu verbessern – und sich nicht auf aktuellem Erfolg auszuweichen. Wirtschaftsunternehmen, aber auch Krankenhäuser, Schulen, Kirchengemeinden und Kommunen erfinden sich selbst und ihr Produkt- oder Dienstleistungsangebot immer wieder neu, um dem Wettbewerb mit anderen standhalten zu können.

In diesem Zusammenhang habe ich z.B. die Entwicklung eines neuen Medikaments in einem großen Pharmaunternehmen untersucht. Hier haben Forscher ein Medikament entwickelt, das nun erstmals nicht mehr als Spritze, sondern ganz bequem als Tablette verabreicht werden kann. Es ist nun auf dem Markt und das Unternehmen verdient gut damit – also ist wohl alles gut?

Die Kehrseite dieses Bildes ist, dass Innovationen und Neuerungen immer auch Altes und Bestehendes in Frage stellen. Im Beispiel des Pharmaunternehmens gibt es nun tonnenweise alte Medikamente, die im Müll landen, weil die Patienten stattdessen das neue Medikament bekommen. Sie können sich leicht vorstellen, dass die Konkurrenz, also andere Pharmaunternehmen, die bislang Marktführer waren, nicht so begeistert sind von dieser Neuentwicklung. So wird nun auf dem Markt der Pharmaunternehmen die Machtfrage neu gestellt. Aber auch im Unternehmen läuft eine solche Neuentwicklung natürlich nicht rei-

nungslos. Der Initiator des Projekts musste lange kämpfen, bis er tatsächlich Zeit und Mittel hatte, um an diesem Thema zu arbeiten. Interessanterweise finden solche Neuerungen nämlich nur sehr selten im Rahmen von klar vorgegebenen Routinen statt. Das heißt, dass es keine Regeln und kaum Freiräume gibt, die systematisch dafür sorgen, dass immer wieder etwas Neues entsteht – obwohl dieses Neue, Innovative als sehr wichtig angesehen wird. So basieren viele neue Produkte, die wir heute ganz selbstverständlich im Laden kaufen können, auf der Initiative Einzelner, die sich in ihrem vollen beruflichen Alltag Freiräume erkämpfen, um an einem neuen Thema arbeiten zu können. Der Forscher im Beispiel hat ein Team aus Bekannten zusammengestellt, kurze Wege genutzt und einfach mal losgelegt. Die Forscher überwinden gemeinsam Widerstand von verschiedensten Seiten – technische Probleme, finanzielle Engpässe, aber auch Machtkämpfe. Erst als die Idee weitgehend in trockenen Tüchern

war, wird sie dem Unternehmensvorstand gemeldet und formal als Projekt aufgesetzt. Noch unausgereifte Ideen sind viel zu kleine, empfindliche Pflänzchen, um schon offiziell zu existieren, haben mir meine Interviewpartner erklärt.

Noch wichtiger ist wahrscheinlich die Unsicherheit, die mit einer neuen Entwicklung einhergeht. Woher sollten die Forscher wissen, dass es dieses Mal klappt? In der Pharmabranche kostet ein neues Medikament mehrere Millionen oder gar Milliarden Euro – und erst in der letzten Phase der klinischen Studien, nach 10 bis 12 Jahren, wird klar, ob es Erfolg haben kann oder (z.B. auf Grund von Nebenwirkungen) nicht einmal verkauft werden darf. Bis zu diesem Zeitpunkt, also über einen Zeitraum von fast einem Jahrzehnt hinweg, arbeiten die Forscher unter extremer Unsicherheit und wissen nicht, ob sich der betriebene Aufwand jemals lohnen wird. Wenn am Ende etwas nicht stimmt, kann bei einem Medikament nicht einfach der rechte Kotflügel

noch ein bisschen angepasst werden, sondern es muss komplett von vorne begonnen werden. Dass die Unternehmensleitung, die über solche Projekte entscheidet, also nicht gleich begeistert „Juhu“ ruft, wenn wieder jemand eine unsichere Investition von mehreren Millionen vorschlägt, ist ziemlich naheliegend.

Die Erfindung und Entwicklung von etwas Neuem, von einer Innovation, ist also ein Kampf. Es ist ein Abwägen zwischen Interessen, ein Ringen um Gelder, Mittel und Zeit, um Ideen und Freiräume. Und es bringt ein enormes In-Frage-Stellen von Etabliertem mit sich. Schumpeter, der erste „richtige“ Innovationsforscher, beschreibt Anfang des 20. Jahrhunderts Innovationen als „eine Reihe von Explosionen“, die zu einer „schöpferischen Zerstörung“ führen. Dieses Bild, die „schöpferische Zerstörung“, beschreibt meiner Meinung nach sehr gut, wie Innovationen wirken: Sie schöpfen etwas Neues und sind daher irgendwie eine Chance. Aber sie zerstören auch das, was

bis dahin galt, führen dazu, dass bislang etablierte Technologien plötzlich als alt gelten und erzeugen für uns alle jede Menge Stress.

„Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe Neues ist geworden.“ Vor dem Hintergrund der Innovationsforschung hört sich der Satz gleich viel weniger wie ein einfaches Versprechen an. Er ist komplexer geworden.

Durch Christus sind wir neu geworden und werden jeden Tag neu, sagt Paulus hier. Und das hat – wie immer bei Neuerungen und Innovationen – zwei Seiten.

Die eine Seite ist das zuvor erwähnte große Versprechen. Wenn wir beginnen zu glauben, sind wir neue Menschen. Für mich gilt das nicht nur einmalig, sondern als Prozess. Ich darf immer wieder hoffen, dass mir vergeben wird – und habe immer wieder die Chance, anderen zu vergeben. Ich kann jeden Tag neu beginnen. Es ist nie der falsche Moment, um alte Gewohnheiten abzuschütteln, um mich mit mir selbst zu

versöhnen, mich mit anderen zu versöhnen, um einen Zugang zu Gott zu finden. Die andere Seite ist komplizierter. Dieses Neuanfangen ist nicht immer einfach. Es ist manchmal ein Kampf gegen Widerstand. Beispielsweise gegen inneren Widerstand, wie ihn auch mehrere Kolleginnen und Kollegen im Rahmen dieser Universitätspredigten angesprochen haben: Was kann ich eigentlich glauben? Wie genau ist die Bibel zu verstehen? Wie bringe ich meinen Glauben in Einklang mit meinem rationalen, wissenschaftlichen Alltag? Welchen Stellenwert kann Glauben in unserem heutigen, aufgeklärten und schnellebigen Leben überhaupt haben? Manchmal ist es auch ein Kampf gegen äußeren Widerstand, gegen Freunde oder Familie, die einen immer wieder in alte und etablierte Schubladen schieben wollen oder als den Mensch sehen wollen, der wir vielleicht früher mal waren. Wenn ich heute einen Lehrer aus meiner eigenen Schulzeit treffe, findet er es meist schwierig, mich als Professorin zu se-

hen. Da ist das Alte, Eingeschliffene, das eigentlich nicht mehr gilt: Ich werde geduzt und sieze zurück. Ich bin die kleine Jannika, er ist der allwissende Mathe-Lehrer, von dem ich so viel gelernt habe. Solche alten Muster schütteln wir nicht so einfach ab, und wir schlüpfen selbst auch oft automatisch wieder in diese alten, eingefahrenen Rollen zurück – oder werden von anderen in sie hineingeschoben.

In diesem Sinne sind Innovationen und Neuerungen nichts Einfaches. Natürlich sind sie wichtig und notwendig. Ich möchte heute ja gar nicht mehr die Kleine von vor 20 Jahren sein. Und trotzdem ist dieses Sich-Neu-Erfinden, seinen Platz finden, eine täglich neue Aufgabe und immer wieder eine kleinere oder größere Herausforderung. Sich verändern heißt, den inneren Schweinehund zu überwinden und doch mit dem Rauchen aufzuhören. Oder sich anzugewöhnen, regelmäßig mit dem Fahrrad zur Arbeit zu fahren. Oder eben nochmals den ersten Schritt auf jemanden

zuzugehen, obwohl vielleicht eher der oder die andere an der Reihe wäre.

„Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe Neues ist geworden.“ Vor dem Hintergrund der Innovationsforschung ist das kein geradliniger und einfacher Prozess. Etabliertes muss abgeworfen werden. Auch Neusein in Christus beinhaltet, in Schumpeters Worten, eine „schöpferische Zerstörung“. So ein Wandel geschieht nicht von einem Tag auf den anderen, sondern es dauert eine Weile, in dieses Neue hineinzuwachsen, sich umzugewöhnen, ihm den Platz im Alltag einzuräumen. Neu werden in Christus ist also ein gewisses Risiko, eine Herausforderung. Es ist nicht nur rosarot, sondern auch mühsam und beschwerlich.

Im Gegensatz zur Innovationsforschung ist Glauben aber kein langer Prozess mit einem unsicheren Ergebnis, sondern ein Versprechen, das vom ersten Moment an gilt. Glauben beinhaltet die Sicherheit, dass wir gehalten und geliebt werden. Natürlich fühlt

sich das nicht in jedem Moment so einfach an, wie es bei Paulus klingt. Natürlich ist nicht gleich alles gut, nur weil wir Christen sind. Aber das Schöne ist die Zusage, die sich dahinter verbirgt: Beim Neu-Werden in Christus sind wir nicht alleine. Denn dieses Neu-Werden beinhaltet ganz elementar das Versprechen: Ich bin bei dir. Ich helfe dir. Bei jedem einzelnen Schritt.

**Amen.**

© 2015 Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Herausgeber

Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Presse & Kommunikation

Ammerländer Heerstr. 114-118

26129 Oldenburg

[presse@uni-oldenburg.de](mailto:presse@uni-oldenburg.de)

[www.presse.uni-oldenburg.de](http://www.presse.uni-oldenburg.de)

Verantwortlich: Dr. Corinna Dahm-Brey, Matthias Echterhagen

Grafik, Satz & Layout: Per Ruppel

Fotos: Nordwest-Zeitung, Markus Hibbeler, Dr. Ralph Hennings



Auf leisen Sohlen zu Gerechtigkeit  
Und das soll ich glauben?  
Glauben und Beweisen  
Höret, so werdet ihr leben!  
Ein Plädoyer für die Herzensbildung  
Religion als Argument – Gewissen  
und Widerstand  
Glaube und Wissen  
Haben wir Gutes empfangen  
und sollten wir Böses nicht auch  
annehmen?  
Ist jemand in Christus, so ist er eine  
neue Kreatur; das Alte ist vergangen,  
siehe Neues ist geworden